

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule

Schwartz, Paul

Berlin, 1925

X. Die Immediat-Examinations-Kommission.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-305

Die Immediat-Examinations-Kommission.

Woellner begegnete überall offenem oder verstecktem Widerstand. Vornehmlich versagte ihm die höhere Beamtenschaft die Heeresfolge. Das Kammergericht ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm vor der Öffentlichkeit eine empfindliche Niederlage beizubringen. Die Göttin der Gerechtigkeit verkündete es als ihre heiligste Pflicht, die schützenden Hände über die verfolgte Gewissensfreiheit zu breiten. Aber Woellner, von mächtiger Hand gehalten, stand seinen Mann. Wenn er auf der einen Seite seine entschlossenen Gegner zu stärkerem Widerstand aufstachelte, so hob er auf der andern den schüchternen Gleichgesinnten, die sich bisher nicht hervorgewagt hatten, den Mut. Allmählich sammelte sich um ihn eine kleine Schar, die seinem Führerruf folgte. Aber er mußte noch andere Leute haben, einige wenige von der Art, wie er selber war. Er hatte sich mit einem Oberkommandierenden im Krieg gegen die Aufklärer verglichen. Ein solcher bedarf eines Generalstabes von tüchtigen Offizieren. Das Glück war ihm hold. Er fand Männer, die blindlings auf seine Pläne eingingen, ihm einen Teil der Verantwortung abnahmen und sich so hervortaten, daß der Haß gegen sie stärker wurde als der gegen ihren Herrn und Meister.

Die erwünschte Hilfe kam Woellner aus Schlesien, jener Provinz, die sich einer gewissen Unabhängigkeit von den Berliner Zentralbehörden erfreute. Hieß doch ihr Präsident, der Staatsminister Graf K. G. H. von Hoym, im Volksmund der Vicekönig. So hatte man ihn schon unter König Friedrich genannt, und das wollte etwas zu bedeuten haben unter einem Herrscher, der selbständige Minister neben sich nicht duldete. In Gebieten mit einer Bevölkerung verschiedenen Glaubens treten religiöse Gegensätze von selbst hervor, und die Eiferer auf beiden Seiten lassen sich die Betonung und damit die Verschärfung der Gegensätze ange-

legen sein. So war es auch in Schlesien und besonders in Breslau, dem Sitz des Fürstbischofs. Unter Friedrichs Regierung durften sich die Eiferer nicht hervorwagen, zumal da auch Graf Hoym, ein aufgeklärter Lebemann, in religiösen Angelegenheiten denselben Standpunkt einnahm wie sein Herr; nicht aus blindem Gehorsam, sondern aus Überzeugung. Unter der neuen Regierung wurden der lutherischen Orthodoxie die Fesseln gelöst. Zu ihrem Führer warf sich der Präsident der Breslauer Oberamtsregierung F. S. Freih. von Seidlitz und Gohlau auf. Er war nicht etwa ein jugendlich-ehrgeiziger Streber und Stürmer, denn er zählte jetzt 60 Jahre. Man braucht ihn nicht für einen Heuchler zu halten, der erst jetzt seine Frömmigkeit entdeckte, als sie für ihn eine Empfehlung war. Er wird auch schon unter König Friedrichs Regiment von ihr erfüllt gewesen sein; aber damals war keine Möglichkeit gegeben, sie durch und für den Staat zu bekunden. Bis zum Tode des großen Königs hatte er als Verwalter des Rechtes still und pflichtgemäß seines Amtes gewaltet. Friedrich war mißtrauisch gegen Beamte, die sich um Angelegenheiten außerhalb ihres Berufs kümmerten. Als ein Geheimrat von der Finanz ihm Vorschläge zur Verbesserung der Polizei und damit verwandter Einrichtungen unterbreitete, gab er ihm zum Bescheid: „Ich habe gedacht daß er ein vernünftiger Mensch wäre aber daß ist ja lauter dum Zeug. Was er mir da schreibt, wenn er ein so nerscher Mensch seyn will, so muß ich Mihr nach einen andern in seine Stelle umsehen.“ Was Seidlitz unter dem verstorbenen König zu tun sich wohl gehütet hätte, damit wagte er — und er durfte des Erfolges sicher sein — um die Gunst des Nachfolgers zu werben. Richtig witterte er die Morgenluft einer neuen Zeit, in der sich die Beamten die Bahn zu Macht und Einfluß durch Gesinnungstüchtigkeit öffneten und nicht mehr, wie bisher, durch Tüchtigkeit in ihrem Fach. Er verlegte sich mit Eifer auf Theologie und Pädagogik; auf diese aber nur, soweit sie jener dienstbar gemacht werden konnte. Im Frühjahr 1787 übersandte er dem König den Plan zu einer Neueinrichtung des Landschullehrerseminars in Breslau. Der kluge Mann wußte wohl, daß er damit in den Kreis der Auserwählten trat, an denen der Herrscher sein Wohlgefallen hatte. Denn er machte den Religionsunterricht zum Mittelpunkt und festen Kern des Schulplans. Lehrer sollten herangebildet werden, die sich nicht bloß äußerlich dem reinen Lehrbegriff anpaßten, sondern bei dem, was die H. Schrift unleugbar behauptet, fest verharren. Ein Wehe rief er über die unwürdigen Lehrer mit ihrem Hang zu Neuerungen.

die zum Verfall der Religion führten; ein Hosiannah stimmte er an auf den für seine Untertanen so treu besorgten Monarchen, den nur wohlthätige und preiswürdige Absichten leiteten; zum Schluß beantragte er, die Aufsicht über das schlesische Schulwesen ihm allein ohne Konkurrenz des OSK. zu übertragen. Solche Sprache fand bei Friedrich Wilhelm ein geneigtes Ohr. Am 26. Juli dankte er dem gesinnungstüchtigen Mann in einer Kabinettsorder. Darin hieß es: „Ich bin mit Euch vollkommen einerlei Meinung, daß die Grundsätze des Christentums vornehmlich jungen Gemütern eingepägt werden müssen, damit sie bei reiferen Jahren einen festen Grund ihres Glaubens haben und nicht durch die anjetzt leider! so sehr überhandgenommenen sogenannten Aufklärer irreführet und in ihrer Religion wankend gemacht werden. Ich hasse zwar allen Gewissenszwang und lasse einen jeden bei seiner Überzeugung; das aber werde ich nie leiden, daß man in Meinem Lande die Religion Jesu untergrabe, dem Volke die Bibel verächtlich mache und das Panier des Unglaubens, des Deismus und Naturalismus öffentlich aufpflanze. Diese Meine feste Gesinnung könnet Ihr zur Richtschnur bei Euern Schulanstalten nehmen, und Ich will, daß Euer obiger Plan von allen drei schlesischen Oberkonsistoriis befolget werden soll.“ Mit diesem Freibrief versehen, trat der Präsident von Seidlitz in die Reihe der Günstlinge Friedrich Wilhelms und — was dem gleich war — Woellners. Alle Welt erfuhr das, denn die KO. wurde in den Zeitungen abgedruckt. Und schmerzlich erfuhr es auch der Minister von Zedlitz. Am gleichen Tage, am 26. Juli, erhielt er vom König die Nachricht, daß der von Seidlitz vorgeschlagene Unterrichtsplan in Schlesien eingeführt und die Schulen der Provinz, mit Ausnahme der Ritterakademie in Liegnitz, der Aufsicht des OSK. entzogen werden sollen. Wenn ihm der König befahl, diesen rechtlichen und frommen Mann, der so ganz auf seine, des Königs, Absichten eingehe und sich die Aufrechterhaltung der reinen christlichen Religion so sehr zu Herzen nehme, an seinem Vorhaben nicht zu hindern, so konnte Zedlitz sich seinen Teil daraus entnehmen.

So wurde Seidlitz der Hort der Frommen im schlesischen Lande. Eine Leuchte unter ihnen war H. D. Hermes, Propst an der Kirche St. Maria Magdalena in Breslau. Er entstammte einem mit Kindern reich gesegneten pommerschen Pfarrhause.¹⁾ Wenn er

¹⁾ Sein Vater war Prediger im Dorf Petznick (Kreis Saatzig). Der eine Bruder, Johann Timotheus (geb. 1738, gest. 1821 als Prediger in Breslau), war als Schriftsteller bekannt, besonders durch seinen Roman „Sophiens Reise von

hier auch nur die ersten fünfzehn Lebensjahre, von 1731 bis 1746, zugebracht hat, so genügten sie doch, seine Seele mit orthodox-pietistischer Gläubigkeit zu erfüllen, die für seine irdische Laufbahn vorhielt. Im J. 1746 gab ihn der Vater nach Wernigerode in das Haus seines Bruders, der dort Prediger war. Auch hier herrschte, in Stadt und in Schule, der Geist echter Frömmigkeit. Der schon etwas aufklärerisch gerichtete Geist an der Universität Halle, die er im J. 1750 bezog, vermochte nicht seinen festen Kirchenglauben zu erschüttern. Die meisten Studenten hielten ein Biennium als ausreichend für ihre Ausbildung, und so verließ auch Hermes schon nach zwei Jahren die Universität, zwar wohl nur notdürftig vorbereitet wie alle die anderen, aber doch erfüllt von der Überzeugung, den einzig wahren Glauben im Herzen zu tragen, und von der Absicht, ihn dereinst in seinem Beruf in anderer Herzen einzupflanzen. Er ward zum Glaubenseiferer, zum fanatischen Schwärmer. Die Grundlage des Glaubenseifers kann die Beschränktheit sein, sein Auswuchs ist der geistliche Hochmut. Diese drei Eigenschaften bildeten den harmonischen Dreiklang in Hermes' Wesen. Seine Tätigkeit wechselte zwischen Schule und Kirche. Im J. 1752, bald nachdem er die Universität verlassen, wurde er von Hecker zum Lehrer an die Berliner Realschule berufen. Fünf Jahre danach nahm er das Pfarramt in dem kurmärkischen Dorf Dierberg (Kreis Ruppin) an, blieb hier vier Jahre und siedelte dann als Archidiakonus nach dem einige Meilen südlich von Berlin gelegenen Städtchen Zossen über. Hier wartete sein ein schweres Amt. In der Stadt selbst hatte er nur wenig zu tun. Mit dem Archidiakonat war die Pfarrei in dem ziemlich weit gelegenen Dorf Motzen und damit die Cura ministerialis in acht anderen eingepfarrten Dörfern verbunden. Sechs Jahre hat er hier widerwillig ausgehalten, bis im

Memel nach Sachsen“. Der jüngste Bruder Justus Gottfried (geb. 1740) wurde nach J. B. Ambrosius Tod von Alt-Landsberg her am 1. Okt. 1796 an die Gertraudtenkirche in Berlin berufen, an der er bis zu seinem Tode (Dez. 1818) wirkte. Von dem streitbaren Geist des Bruders hatte er nichts. Schleiermacher, der oft und gern unter seinen Zuhörern in dem kleinen Gotteshaus war, sagte von ihm: „Wie oft ist mir, wenn er diese Stätte betrat, das Wort eingefallen: Wie lieblich sind die Füße der Boten, welche Frieden verkündigen!“ Er hat auch dem Verstorbenen die Leichenrede gehalten. — Einst wurde Hermes, so berichtet eine boshafte Anekdote, von einem Besucher gefragt, ob er nicht noch mehrere Brüder habe. „Ja“, erwiderte er, „der erste ist toll, ich bin der zweite, usw.“. Da fiel ihm der Besucher ins Wort: „Ich habe doch E. Hochwürden stets für den ältesten gehalten.“ „Nicht recht klug“ nennt diesen ältesten (Organisten zu Neuwedell) Bruder Georg Heinrich (geb. 1730) 1789 ein Gerichtsprotokoll.

J. 1766 an ihn der Ruf nach der Stätte erging, wo er sich einen Namen bereiten sollte: nach Breslau. Er wurde zum zweiten Professor und Inspektor des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena berufen, mit dem Auftrage, dasselbe in eine Realschule nach dem Vorbild der Berliner umzugestalten.¹⁾ Aber nicht die Schule war das seinen Wünschen zusagende Arbeitsgebiet; sein Herz drängte ihn zur Kirche. Mit dem Jahre 1771 begann seine ununterbrochene kirchliche Laufbahn. Er wurde Propst zu St. Bernhardin und vier Jahre danach zu St. Maria Magdalena und damit einer der im Rang höchsten Geistlichen der schlesischen Hauptstadt. Als feuriger, die Hörer fortreibender Redner wurde er seiner hohen geistlichen Stellung gerecht. Hier wartete er getrost die Zeit ab, die er für sich und seinesgleichen herannahen fühlte. „Die periodische Torheit der unbefugten Religionsverbesserung wird bald vorübergegangen sein!“ sprach er als kundiger Prophet im Todesjahre König Friedrichs. Seine in vier Teilen (Breslau 1775—79) erschienene Lehre der Heiligen Schrift war ein in rechtgläubigen Kreisen hochgeschätztes Werk. Dieser auf ein festes Ziel losgehende Gottesstreiter fand sich auf dem gleichen Wege mit dem Präsidenten von Seidlitz zusammen.

Hermes gab seine Tochter, sein einziges Kind, dem Breslauer Kaufmann H. S. Oswald zur Frau. Dieser war im J. 1751 zu Schmiedeberg geboren, hatte sich zuerst auf die Beamtenlaufbahn vorbereitet, war dann aber zum Kaufmannsstand übergegangen. Er war wohlhabend, aber auch — und das wird ihm in den Augen des Schwiegervaters einen noch höheren Wert verliehen haben — ein gottbegnadeter Sterblicher. Denn er rühmte sich persönlicher Begegnungen und Unterredungen mit dem Herrn Christus. Die Gläubigen verehrten in ihm einen Auserwählten, die Ungläubigen schalten ihn einen Narren oder gar einen Betrüger. Ein Mensch mit einer solchen göttlichen Begnadigung war dem Orden der Rosenkreuzer ein willkommenes Mitglied. Aber die dem Überirdischen zugewandte geistige und leibliche Tätigkeit des begnadeten Mannes war von böser Einwirkung auf seine weltlichen Geschäfte und seine irdischen Schätze, und er machte Bankerott. Einen eigenen Hausstand zu führen, war er nicht mehr in der Lage; im Hause seines Schwiegervaters fand er Unterkunft. Hatte er als Gehilfe in einem großen kaufmännischen Geschäft seine Stunden abgearbeitet, so widmete er die übrige

¹⁾ Hermes, H. D., Ausführlichere Nachricht von dem jetzigen Zustande des Magdalenäischen Realgymnasii . . . Progr. Breslau 1769.

Zeit dem Verkehr mit der Geisterwelt und legte sich auf das Dichten und Schriftstellern. Seine im J. 1786 zu Breslau erschienene „Analogie der leiblichen und geistigen Geburt“ fand in den Kreisen der Geisterseher und Geisterbeschwörer bewundernden Beifall. Auch Woellner wurde auf den Ordensbruder aufmerksam und dachte sogar daran, wie man wissen wollte, die Wiedergeburt der reformbedürftigen Ritterakademie in Liegnitz dem Verfasser der „Analogie“ zu übertragen. Allein Zedlitz war noch am Regiment und soll Woellners Absicht vereitelt haben. Immerhin hatte Oswald die Aufmerksamkeit der Ordensoberen und auch Woellners auf sich gezogen, und dieser schloß sehr richtig von diesem brauchbaren Mann auf den für seine Pläne noch brauchbareren Schwiegervater. So knüpften sich Beziehungen auch zwischen Woellner und Hermes.¹⁾ Das erste Gnadenzeichen aus dieser Verbindung war für Hermes der Titel Schlesischer Oberkonsistorialrat, der ihm im J. 1787 verliehen wurde.

Den beiden, Hermes und Oswald, gesellte sich als dritter schlesischer Anwärter einer verheißungsvollen Zukunft Gottlob F. Hillmer. Er war im J. 1756 wie Oswald in Schmiedeberg geboren. Bei den Herrnhutern in Niesky erzogen, betrat er von hier aus den erleuchteten Gnadenweg. Ein auf ein bestimmtes Ziel führender Lebensweg war es nicht. An der Breslauer Jesuitenuniversität hörte er juristische Vorlesungen; als Hofmeister begleitete er junge Edelleute nach Halle und Frankfurt. Daß er an beiden Universitäten Vorlesungen mitangehört hat, ist wohl sicher. Eine Prüfung hat er nicht abgelegt, rechnete sich aber zu den Juristen. Er glaubte viel gelernt zu haben und viel zu wissen; er fühlte sich fest in alten und neuen Sprachen, in Mathematik und Jurisprudenz; er meinte etwas zu verstehen von Ästhetik, Musik und Malerei; er war ein von sich überzeugter Polyhistor. Sein Hofmeisterdienst lehrte ihn die weltmännischen Formen der vornehmen Kreise; Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich erweiterten seinen Gesichtskreis. Im J. 1783 erhielt er eine feste Anstellung am Gymnasium zu St. Maria - Magdalena. Hier trat er Hermes näher, der in ihm einen rüstigen Mitstreiter im Kampf gegen den Unglauben erkannte. Väterlich nahm er sich des um fünfundzwanzig Jahre jüngern Mannes an. Oswald aber gab dem Schmiedeberger Landsmann die mystischen Weihen und führte ihn den Rosenkreu-

¹⁾ Beide haben gleichzeitig in Halle studiert, und die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, wenn auch nicht zu beweisen, daß die beiden damals schon in Beziehungen zueinander getreten sind.

zern zu. So wurde Hillmer auch dem Zirkeldirektor des Ordens, dem Prinzen Eugen von Württemberg, bekannt. Ebenso wichtig für die Gestaltung seines Lebens wurde die Verheiratung mit einer Dame von Adel. Der Prinz verschaffte im J. 1785 dem Ehemann der geb. von Holtzendorf den Hofrattitel. Als er am Ende des Jahres nach Paris reiste, nahm er den vom Gymnasium beurlaubten Hillmer als Begleiter mit. Hillmer kehrte nicht mehr ins Amt zurück. Zu Ostern 1786 nahm er seine Entlassung aus dem Schuldienst und schlug, nach einem kürzern Aufenthalt in Berlin, als Gesellschafter und Konsulens des Prinzen von Württemberg seinen Wohnsitz in Oels auf, dem Garnisonort von dessen Regiment.

So hatte das Geschick die drei Männer — Hermes, Oswald und Hillmer — zusammengeführt. Gemeinsam schritten sie auf dem Wege zu immer besserer Erkenntnis dahin, auf dem sie endlich dem Beherrscher des Staates begegneten.

Es ist jetzt eingehend über Vorgänge zu sprechen, die, so unwichtig an sich sie erscheinen mögen, doch für die Entwicklung und den Verlauf des Kulturkampfes von Bedeutung geworden sind. Aufs engste mit der Person des Königs verbunden, spielten sie sich in der Hauptstadt Schlesiens ab, dieser Provinz, mit der ihn schon seit Jahren ein mystisches Band verknüpfte. Seine Bekanntschaft mit „außerordentlich weisen Männern“¹⁾ vom J. 1778 her war keine flüchtige von heute zu morgen gewesen. Sie zu erneuern, hatte er alljährlich eine Gelegenheit gehabt, wenn er den Oheim zur Revue begleitete. Jetzt, im August 1790, kam er nach Breslau. Aufregende Wochen in Hangen und Bangen zwischen Krieg und Frieden lagen hinter ihm. Seit den ersten Tagen des Juni hatte er mit seinem Hauptquartier in Schönwalde, einem Dorf zwischen Silberberg und Frankenstein, sich bereit gehalten, das um ihn versammelte Heer nach Böhmen zu führen. Der am 27. Juli zu Reichenbach mit Österreich geschlossene Vertrag beseitigte die Kriegsgefahr. Erleichterten Herzens kam er am 11. Aug. zu mehrwöchigem Aufenthalt nach Breslau, von der Bevölkerung als Bringer des Friedens freudig begrüßt. Im nahen Schloß zu Alt-Scheidnig, einer Besitzung des Erbprinzen zu Hohenlohe, nahm er sein Quartier. Bischoffwerder, stiller Mitarbeiter an dem für Preußen so verhängnisvollen Vertrag, sorgte für Zerstreungen, selbstverständlich nicht solche weltlicher Art, sondern himmlischer Tröstung volle.

¹⁾ S. 40.

Vor zwei Jahren hatte der „französische Vagabond“¹⁾ Dufour in Breslau mit Vorlesungen über tierischen Magnetismus Aufsehen und gute Geschäfte gemacht. Die Polizei hatte ihm zwar als einem gefährlichen Pfuscher bald das Handwerk gelegt, aber er hatte doch anregend gewirkt, selbst auf fachmännische Kreise. So stellte ein Arzt mit einem schwächlichen, verkrüppelten jungen Mädchen²⁾ magnetische Heilversuche an. Dabei war es ihm jedoch nicht um Heilung zu tun, sondern nur um die Versuche und ihre Wirkung; er experimentierte frisch darauf los, wenn auch, wie er zu sagen sich nicht scheute, das Mädchen darüber zugrunde gehen sollte. In demselben Hause wie das bedauernswerte Versuchsobjekt, das immer kränker wurde, wohnte der Herr von Zayzeck (auch Czeiczek), Leutnant im Regiment Hohenlohe. Vor Jahren hatte er das Magnetisieren als Heilkunst gelernt. Mitleidsvoll befreite er das dulddende Opfer aus den Händen des gewissenlosen Arztes und übernahm selber die magnetische Behandlung. Drei Monate hindurch hatte er an der Kranken seine Kunst erprobt, da geschah etwas ihm Unerwartetes; plötzlich während des Magnetisierens verfiel sie in tiefen Schlaf und begann zu sprechen. Der Magnetiseur meinte wohl, er habe zu starke Kraft angewandt, und wollte im ersten Schreck das Zimmer verlassen. Aber auf ihren Zuruf blieb er. Sie würde sich von jetzt an selbst kurieren, sagte sie im Schlaf, und verordnete sich die nötigen Heilmittel. Nach deren Gebrauch wurde sie bald danach völlig wiederhergestellt. So war sie Somnambule geworden. Als solche schrieb sie Kranken die zur Herstellung der Gesundheit erforderlichen Mittel und Maßnahmen vor.³⁾ Das Gerücht von der wundertätigen Jungfrau verbreitete sich in der Stadt. Heilungsuchende kamen in Menge, bedurften aber für die Zulassung der Erlaubnis des Magnetiseurs. Auch Oswald kam, Erlösung zu suchen von hypochondrischen Zufällen und gichtischen Übeln. Die Somnambule lag bei seinem Eintritt in tiefem Schlaf. Er nahm fern von ihr seinen Platz. Da

¹⁾ So bezeichnete ihn Hillmer.

²⁾ Es war als Findling von einem Postbeamten aufgenommen worden, der jetzt in schweren wirtschaftlichen Nöten steckte und von Schulden gedrückt wurde.

³⁾ Ihre Mittel waren einfacher Art, griffen aber an. So sagte sie zu Oswald, den sie im März 1791, als ihm ein guter Freund Gift beigebracht haben sollte, in Behandlung gehabt hatte: „wo du seit 14 Tagen von dem vielen Schwitzen, inneren auflösenden Mitteln, Brechen, Fußbädern, Aderlassen, Schröpfen und Abführen der aufgelösten Massen natürlich von Kräften kommen müßtest.“ Oswald muß eine kräftige Leibesverfassung gehabt haben, wenn er diese vierzehntägige Kur ohne Schaden überstanden hat.

sagte sie, die den Ankömmling vorher niemals gesehen, zu dem Leutnant: „Warum setzt sich Oswald so entfernt? So nahe verwandte Seelen dürfen sich nähern. Er soll näher kommen.“ Das geschah, und nun gab sie ihm die Mittel zur Herstellung seiner Gesundheit an, deren er sich mit bestem Erfolg bediente. Häufig wohnte er dem Magnetisieren bei und erlernte es schließlich selbst. So vergingen drei Vierteljahre, da wurde das Heer mobilgemacht, und der Leutnant verließ mit seinem Regiment Breslau. Oswald nahm die Somnambule auf ihren im Schlafzustand geäußerten Wunsch in seine Obhut. Sie fühlte, daß er der Berufene war, die in ihr noch schlummernden stärkeren Wunderkräfte zu wecken. Das zu erreichen, war dem Leutnant nicht vergönnt gewesen. Wiederholt hatte sie ihm im Schlaf gesagt: er habe nicht Kraft und Glauben genug, sonst würde er viel weiter und höher mit ihr gehen. Nun hatte sie den Mann mit den erweckenden Wundergaben gefunden. Oswald magnetisierte sie, vermochte sie aber auch schon durch bloßes Ansehen in Schlaf zu versetzen, und da geschah unter seiner Einwirkung das Wunder: sie wurde Clairvoyante, Hellseherin. Das war Ende Juli, als man den König bald in Breslau erwarten durfte. Nach dem Glauben der Leute vom Schlage Oswalds bestand der Mensch aus drei Stücken: Seele, Leib und Geist. Wurde die Somnambule zur Hellseherin, so löste sich von den irdischen Teilen, von Seele und Leib, der Geist und schwebte zum Himmel hinauf vor Gottes Thron, von wo aus er durch den Mund des irdischen Leibes von seiner Unterhaltung mit dem Höchsten denen auf Erden Kunde gab. Die Loslösung des Geistes von seiner irdischen Hülle und die Rückkehr in dieselbe gab sich in einer Erschütterung des Leibes mit einem starken Ruck zu erkennen.

Bischoffwerder, bei seinen Beziehungen zu Oswald und Hermes von allem unterrichtet, ergriff die Gelegenheit, dem König eine Somnambule vorzuführen, ihm durch ihren Mund den göttlichen Willen zu offenbaren und damit eine Lücke seines Spukprogrammes auszufüllen. Die würdige Zubereitung des Herrschers auf den feierlichen Akt fiel Oswald zu. Er wurde zur Audienz befohlen. Zwei Stunden lang unterhielt sich der König mit seinem gottbegnadeten Untertan. Das Gespräch knüpfte an eine Schrift Oswalds an, die dem König sicher von Bischoffwerder in die Hand gespielt worden war; Oswalds Lebensgang, seine Arbeit an der Somnambule, die der König zu sehen und zu hören wünschte, bildeten den Gegenstand der weitem Unterhaltung. Aus bloßem Mitgefühl für

sein Schicksal, das ihn zur Unselbständigkeit verurteilte, sagte ihm der König auf der Stelle ein Jahresgehalt von 800 Talern zu und ernannte ihn zum Hofrat; dem Minister von Hoym sollte er in Amtsgeschäften zur Verfügung stehen. Wer hätte es dem mit Gnaden überschütteten neuen Hofrat verargen wollen, daß er sich eifrig bemühte, dem hohen Zuschauer eine möglichst vollkommene göttliche Komödie vorzuführen.

Am Nachmittag des 26. Aug. begaben sich Oswald und Hermes — dieser nicht als Seelsorger, sondern als Protokollführer — mit der Somnambule ins Landhaus Zimpel. Um 5 1/2 Uhr traf der König in Begleitung Bischoffwerders, des Grafen H. M. von Brühl ¹⁾ und des Ministers von Hoym ein. Sofort nahm die Komödie ihren Anfang. Denn eine solche war es, von Oswald mit der Somnambule sorgfältigst einstudiert. Sie hatte ihre Rolle auswendiggelernt, denn ein ungebildetes Mädchen wie sie, die kaum ihren Namen zu schreiben vermochte, war unmöglich fähig, in so vollendeter Form und Ausdrucksweise aus dem Stegreif sich zu ergehen. Von Oswald magnetisiert, verfiel sie nach zehn Minuten anscheinend in Schlaf und wurde Hellseherin. Ihr vom Leibe gelöster Geist schwebte zum Himmel hinauf und wurde von Engeln zu Gottes Thron geleitet. In dessen Namen verkündete sie dem König die tröstenden Worte: „Zage nicht, Monarch, daß Deine Sünden größer wären, denn daß sie Dir könnten vergeben werden. Nein, Deine Schulden sind getilgt. Du bist sein Auserwählter. Du bist Mensch, Du bist Monarch. Deine Seele ist schwach und strauchelnd. Ach, alle Deine Schwachheiten sollen Dir vergeben werden. Mir hast Du Mühe gemacht mit Deinen Sünden und Arbeit mit Deiner Missetat. Aber siehe! ich tilge alle Deine Sünden um meinetwillen und gedenke aller Deiner Sünden nicht. O, könntest Du zagen, um Vergebung Deiner Sünden zu erlangen? Nein! nein! Mein Geist sagt Dir auf Befehl des ewigen Geistes: Alle Deine Sünden sind schon abgetan, ausgetilgt.“ Friedrich Wilhelm, der zuweilen ob seiner Sünden fast verzagen wollte, war tief ergriffen. Die

¹⁾ H. M. Reichsgraf von Brühl war ein Sohn des bekannten preußenfeindlichen sächsischen Ministers und in der Nähe von Dresden angesessen. Überzeugter Magnetiseur, wurde er in der Gesellschaft der Schrepferschen Gläubigen im J. 1786 mit Bischoffwerder bekannt, der ihm seine Fürsprache bei dem künftigen König zusicherte. Sofort fand sich aber keine für ihn passende Stellung. Als er sich wiederholt bei Friedrich Wilhelm meldete, sagte ihm der: er könne seinetwegen keinen wegzagen. Erst als 1792 die Stelle eines General-Chaussee-Bau-Intendanten geschaffen wurde, erhielt er dieselbe.

innigste Rührung stand auf seinem Gesicht zu lesen. Noch weiter sprach die Seherin verheißungsvolle Worte für den Herrscher und sein Haus. Dann aber gedachte sie auch anderer; zunächst ihrer selbst mit den Worten: „Ach, laß auch mich vor dem Gesalbten, diesem meinem guten Monarchen, Gnade finden! O nein! er versagt mir seine Gnade nicht, er erhöret meine Bitte!“ Auf den protokollierenden Hermes wies sie und sprach: „Noch eine Bitte wagt mein Geist auch für diesen frommen Greis. Siehe! er leidet und darbet, um wohlzutun, um Dürftigen wohlzutun. Ach, erleichtere ihm die Last seiner noch übrigen wenigen Lebensstage! Siehe! er wird verfolgt. Sei Du sein Schutz!“ Hermes zauderte, diese ihn betreffenden Worte zu protokollieren; aber der König winkte ihm zu, sie niederzuschreiben, und sagte in bezug auf die erbetene Erleichterung seiner Last, also eine Gehaltsaufbesserung: „Das ist schon geschehen.“ Also auch Hermes ward der Gnade des Herrschers teilhaftig. Das nächste Bittgesuch der Seherin galt dem für sie sich aufopfernden Oswald; das letzte dem Leutnant Zayzeck, der sie auf den Wink des Allmächtigen zuerst aus ihrem Elend gezogen hatte. Alle diese Bitten, vom Throne Gottes her und in dessen Namen vor den Herrscher gebracht, trugen schon deshalb in sich die Gewißheit der Gewährung. Endlich wurde ein Anschlag auf den Minister von Hoym verübt, diesen Mann voll Lebensphilosophie, wie ihn seine Verehrer, und diesen Sklaven der Weiber, wie ihn seine Feinde benannten. Die Seherin sprach im Namen Gottes so zu ihm: „Auch Du, Hoym, auch Du hast Gnade vor Gott gefunden. Deine Sünden sollen Dir vergeben werden. Du sollst wieder das Eigentum Jesu werden, dem man Dich früh zum Eigentum hingab. Große Versuchungen verführten Dich. Aber siehe! Dein Heiland will Dich wieder annehmen. Nur — im Glauben sollst Du seine Stimme hören. Siehe! wie hat Dich Jesus so lieb! Er ruft Dir. Eile ihm entgegen! Er legt Dir eine Last auf. Aber der sie Dir auflegte, will und wird sie Dir tragen helfen. O, könnte er Dich nicht auch ganz davon befreien? Weil Du Gott lieb warest, so mußte es also sein. Ohne Anfechtung konntest Du nicht bleiben, auf daß Du bewahret würdest. Aber noch bist Du von Schwachheiten Deiner Seele bestürmt. O, suche den Vergehungen Deiner Seele zu widerstehen! Halte fest am Glauben! Der Herr hat Deiner noch nicht vergessen. Siehe! in seine Hände bist Du gezeichnet. O Herr, erhöre ihn! Auch sein Geist flehet zu Dir. Ja, Du bist in den Schwachen mächtig. Auch Du, Erbarmer, bestimmtest einen Führer für ihn“ — hier ergriff sie

Oswalds Hand — „o, unterweise sein Herz noch ferner in Deiner Wahrheit! O, laß ihn wandeln Deine Steige, die Du ihm zeigest!“

Darauf kehrte ihr Geist, von Engeln geleitet, zur Erde zurück und trat mit dem gewöhnlichen heftigen Stoß in den Leib ein; sie ward Somnambule. „Meine Seele hat wohl ein großes Anliegen an den Minister Hoym“, sagte sie im Schlaf. Auf Oswalds Frage, was es sei, antwortete sie: „Der Minister von Hoym soll sich von Dir magnetisieren lassen. Wird er es auch tun und den Ruf Gottes annehmen?“ Als Hoym in der Meinung, es solle zu anderer Zeit geschehen, sich bereit erklärte, fuhr sie fort: „Ja, aber auch jetzt gleich. Diesen Augenblick sollst Du den Anfang machen und ihn magnetisieren.“ Hoym geriet in Verlegenheit; er mochte besorgen, im Schlafzustand etwas auszulaudern, das er lieber für sich behalten hätte. Er schützte die Anwesenheit Sr. M. des Königs vor, aber die Somnambule zerstreute seine Bedenken mit den Worten: „O, sein guter, gnädiger König wird das gern erlauben und es gern sehen, daß Du [Oswald] Deine Berufung von Gott für den Minister in seiner gnädigen Gegenwart anfängst.“ Der König gab seine Einwilligung. Der von dem Herrscher und von Gott bestimmte Adlatus Oswald trat, wie das Protokoll berichtet, seine göttliche Berufung an und magnetisierte den Minister, während die Somnambule im magnetischen Schlaf lag und Oswald genau beobachtete, ob er auch alles recht machte, und ihn hin und wieder instruierte, wo noch besondere Manipulationen für die Körperumstände Sr. Exzellenz nötig wären. „Laß Deine Seele“, sagte sie zu Oswald, „durch nichts zerstreuen und wirke heute vorzüglich in Glauben und Gebet auf die Seele des Ministers, denn das andere kann für heute das erstemal nicht von großer Wirkung sein.“ Aber auch Glaube und Gebet waren erfolglos, gerade wie das Magnetisieren, dessen Wirkung durch Hoym's seidene Kleider vereitelt wurde. Er war offenbar kein Objekt Oswaldscher Bearbeitung, und der Versuch, aus dem Lebemann einen Betbruder zu machen, mißglückte. Hoym ließ sich nicht in den Kreis derer um Bischoffwerder einfangen. Selbst das öftere Beten des Königs nach seiner Abreise von Breslau, Gott möge doch seinen Minister bald den nahen und einzigen Glücksweg fassen lassen, entbehrte der Gnadenwirkung.

Dem König war leicht ums Herz wie einem, der die Absolution empfangen hat. Freudig gab er in Opfern seinem Dank Ausdruck. Bischoffwerder brachte Hermes die erfreuliche Meldung, er solle

für das Amt, das er als OKR. seit drei Jahren umsonst verwaltete, eine jährliche Zulage von 400 Talern erhalten. Er fragte Hermes, welche jährliche Summe er für hinreichend halte, die Somnambule zu unterstützen. Hermes schlug 20 Louisdor vor. Der König aber ging darüber hinaus und setzte eine monatliche Pension von 20 Talern fest. Später bezahlte noch Haugwitz — sicher im Auftrage des Königs — die sich auf mehrere 100 Taler belaufenden Schulden des Pflegevaters der Somnambule.

Am 10. Sept. wurde an demselben Ort eine zweite Vorstellung veranstaltet. Der König hatte außer den Zuschauern der ersten noch Haugwitz und den Prinzen von Württemberg geladen; diesen begleitete sein Gesellschafter und Konsulent Hillmer. Oswald stieß bei dem Einschläfern der Somnambule auf Schwierigkeiten. Er fand, wie das Protokoll berichtet, „vielen Widerstand von unreinen geistigen Wesen, wovon die Atmosphäre des Zimmers erfüllt war, welche die schon entschlummerte Seele siebenmal erschreckten und aufweckten, bis sie endlich durch verdoppelten Widerstand zum ruhigen Schlaf kam“. Das unreine Wesen konnte nur von den Neugeladenen ausgehen, vielleicht von Haugwitz, dem Mann mit dem Christuskopf, in dessen Physiognomie Lavater so vielen unmoralischen Stoff entdeckt hatte. Denn der Prinz von Württemberg war nach dem Zeugnis des Königs „ein frommer Mann“, und Hillmer wurde selbst von seinen Gegnern für einen Menschen ohne Falsch erklärt.¹⁾

Die Hellscherin hob in wohlgesetzter Rede so an: „Gleich dem Flug des Adlers, der nach dem Glanz der Sonne schwebt, so schwebt mein Geist hinauf zum Anschauen des majestätischen Glanzes der Gottheit.“ Oben war sie und trat als Klägerin vor Gottes Thron. Offenbar hatte man den König mißtrauisch gegen sie gemacht, und nun erhob sie Klage gegen die Verleumder: „O siehe! wie stürmen die Feinde über mich! Aber nein, Du gibst mich nicht in ihre Hände. Ich bin vor vielen wie ein Wunder — dem Frevler ein Spott. Groß und wütend ist die Zahl meiner Feinde.“ So ging es weiter in fast endloser Klage gegen die, welche nicht glauben können, und die, welche nicht glauben wollen, bis sie mit einer frommen Oswaldschen Strophe den

¹⁾ „Der Herr Geheimrat Hillmer ist ein gutmütiger Mann und wohl frei von allem Falsch. Er ist ein Schwärmer aus individueller Überzeugung und dabei so intolerant und verfolgungssüchtig wie jeder Schwärmer.“ (Baranius, A. W., Versuch einer Biographie der Frau Gräfin von Lichtenau. Zürich 1800. S. 47.)

ersten Teil ihrer Aufgabe abschloß. Der zweite, wohl von Bischoffwerder eingegebene, befaßte sich mit der Politik. Dem König mochten Bedenken wegen des Reichenbacher Vertrages aufgestiegen oder von anderen geweckt worden sein.¹⁾ Die Seherin zerstreute sie mit dem Segen, den sie in Gottes Namen des Herrschers friedliebender Seele spendete: „O Monarch, könntest Du sehen die Seufzer, die aus der niedern Hütte emporsteigen, wo der ehrfurchtsvolle Greis dem frohen Augenblick entgegenseht, die Stütze seiner noch wenigen Tage zu erblicken! wo schuldlose, lallende Geschöpfe den Namen Vater wieder lallen können! wo Gattinnen mit Freudentränen ihren Versorger wieder umfassen! Ach! diese Freuden konnten sie nur wiedererhalten durch Deine friedliebende, gefühlvolle Seele. O Dank dem, Dank dem, der Dir diese friedliebende, gefühlvolle Seele gab!“ Beruhigung und Trost wird der König bei dieser Himmelsbotschaft empfunden haben. Aber noch deutlicher wurde die Seherin, als sie fortfuhr: „O siehe! auch Feinde schweben um Dich, die Dir diesen Trost rauben wollen. Aber o siehe! hier Deine Führer! Mein Geist will sie Dir sagen, und als Stäbe will sie Dir mein Geist vorstellen. Nein, Monarch, nicht Schmeicheleien, sondern ewige Wahrheiten, die der Ewige durch meinen unvollendeten Geist spricht. Siehe Brühl! Siehe Bischoffwerder! Diese gläubigen Seelen hat der Ewige Dir zu Führern bestimmt. Diese sollen Deine noch schwache Seele im Glauben fortleiten. Schon würden Frevler sich ihr genähert haben, aber vor ihnen beben sie zurück. Schon würden sie suchen, den Glauben Deiner Seele zu rauben. Ach, Monarch, vor dem Throne des Ewigen sagt mein Geist ewige Wahrheit: diese wenigen Untertanen, die heute um Dich sind, o, diese sind Dir treu; viele andere

¹⁾ Reichenbach war die erste Station auf dem Wege des Verhängnisses, der über Pillnitz, Valmy, Basel, Schönbrunn, Jena nach Tilsit führte. Durch den am 27. August 1791 mit Kaiser Leopold zu Pillnitz geschlossenen Vertrag besiegelte Friedrich Wilhelm den Bruch mit der Politik seines Vorgängers. Im Lande wurde das schmerzlich empfunden. Der gute Preuße G. T. Gallus, zuerst Konrektor in Krossen, später Prediger zu Hagenburg in der Grafschaft Lippe, sprach in seiner Geschichte der Mark Brandenburg (VI, 2, Züllichau und Freystadt 1805, S. 145) wegwerfend von dem Bund zwischen Österreich und Preußen, „über welchen die Politik murrte und die Menschheit seufzete“. Die enge Verbindung beider Staaten erschien ihm „eben so unnatürlich in ihrem Ursprung als unselig in ihrem Fortgange“. Sie zog „Kriege nach sich, welche an Erbitterung, an Blutgier, an Völkerelend, an Ausdehnung alle seit vielen Jahrhunderten geführten übertrafen“. So geschrieben zu einer Zeit, als es mit Preußen unaufhaltsam dem Abgrund zuing.

mit ihnen, aber sie sind entfernt von Dir. Aber diese wenigen Untertanen, die hier diesen Augenblick um Dich versammelt sind, sie lieben Dich, Monarch. O, liebe sie auch!“ So waren denn auch Hermes und Hillmer mit dem Zeichen göttlicher Empfehlung an den König gestempelt. „Alle ihr, die ihr euren Monarchen liebt“, so wandte sie sich an die Getreuen, „alle, die ihr diesen Augenblick um ihn versammelt seid, o flehet für euren Monarchen, schickt Seufzer zum Thron des Ewigen für ihn! Sehet! jetzt — jetzt — steht sein Herz offen!“ Sie schwieg, wird im Protokoll vermerkt, und einige Momente feierlicher Stille durchströmte unaussprechliche Gotteskraft und selige Empfindung die Seelen der für ihren teuren Monarchen seufzenden Anwesenden, und stille Tränen waren das Opfer für ihn, das sie dem Ewigen brachten. Nachdem die Seherin noch dem „guten Württemberg“ Trostworte wegen der ihn verfolgenden Feinde zugesprochen hatte, trat sie, von Engeln geleitet, den Heimweg an. Da aber geschah Grausiges. An der Spitze einer Teufelschar lauerte ihr Satan auf. Das hatte er schon öfters getan, aber so handgreiflich war er noch nie geworden. Während er die Teufel zum Angriff auf den König und seine Umgebung entsandte, suchte er den Geist der Seherin zu fassen. Nur unter hartem Kampf gelangte der Angefochtene in den Leib. Auch Oswald bekam von den heftigen Stößen sein Teil ab. Um den König aber und seine Getreuen bildete das Engelsgeleit eine Kette und wehrte den Angriff der höllischen Schar ab. Ruhig, als wäre nichts geschehen, erteilte die Somnambule die nötigen medizinischen Verordnungen und beauftragte Oswald, S. Exz. den Minister von Hoym durch den ganzen Körper stark zu kalnieren. 78 Minuten hatte der spannende Vorgang gedauert.

Eine Sondervorstellung ließ sich der König — für ihn allein und ohne Zeugen — geben, als der Leutnant von Zayzeck nach Breslau zurückgekehrt war. Nur er und Oswald waren zugegen. Ein Protokoll ist nicht erhalten.

Die Breslauer Tage gingen für den König zu Ende; am 24. Sept. wollte er in Berlin sein. Fünf Sonntage waren in die Zeit seines Aufenthaltes gefallen. An dreien von ihnen hatte er dem Gottesdienst in der Maria-Magdalena-Kirche beigewohnt und Hermes' Predigt angehört.¹⁾ Das war eine hohe, in der Stadt wohl-

¹⁾ Dem König gefielen die Predigten so gut, daß er das Bruchstück einer solchen einem Briefe an Frau Ritz beilegte, mit den Worten: „Hier schicke ein bruchstück einer Predigt unsers alten Prediger Herms um das sie sich eine idée seiner predigten machen können, es ist Ostwaldt sein schwiger vater.“

bemerkte Auszeichnung für den Geistlichen. Aber noch höher mußte Hermes die Gnade bewerten, daß der Herrscher sein schlechtes Haus betrat. Oswald erhielt den Auftrag, für den Abend des 22. Sept. alle die früheren Teilnehmer und dazu den Landjägermeister von Wedell in Hermes' Haus zu bestellen, wo der König die Somnambule noch einmal hören wollte.

Reisefertig, in Zivilkleidung erschien er um 7 Uhr. Es drängte ihn, vor dem Abschied noch einmal die Somnambule zu vernehmen, aber auch mit Hermes, dem Geistlichen, dessen Predigten ihm so zu Herzen gegangen waren, vertraulich zu sprechen. Beide traten in ein Nebenzimmer, wo sie ohne Zeugen verhandelten. Dem König war der starke Besuch der Breslauer Kirchen aufgefallen; daran hatte er wohl nicht gedacht, daß viele aus bloßer Neugier gekommen waren, den Landesherrn zu sehen. Er war überzeugt, das sei die Wirkung guter Prediger. In Hermes glaubte er einen solchen gefunden zu haben. Er erörterte mit ihm die Frage, wie die wahre Religion ausgebreitet und gestärkt werden könne, und verlangte von ihm Vorschläge für eine Gestaltung des Predigtwesens im ganzen Land nach dem Breslauer Muster. Hermes setzte ihm auseinander, daß es für die Prediger nur ein Buch geben dürfe, auf das sie ihre Rede gründeten, nämlich die Bibel, und daß sie strenge angehalten werden müßten, ihre Predigten bibelgemäß einzurichten. Der König stimmte dem zu. „Wer aber soll dies exekutieren?“ fragte Hermes. „Dafür werde ich schon sorgen“, versetzte der Herrscher selbstbewußt. Er wird eine hohe Meinung von dem geistlichen Herrn erhalten haben, der ihm bewies: daß, wie eine Armee ohne ein einziges, überall durchgreifendes Dienstreglement nicht bestehen könne, auch der Staat nicht zu dauern vermöge, wenn nicht gleichförmige Religions- und Glaubensvorschriften zum Unterricht eingeführt würden. Für solche auf militärischer Grundlage ruhende Beweisführung war Friedrich Wilhelm empfänglich. Zum Schluß verpflichtete er den Mann seines Vertrauens, ihm geeignete Vorschläge zu machen. Danach kehrten beide in das Versammlungszimmer zurück.

Das Magnetisieren nahm den gewöhnlichen Verlauf; neu war, daß die Seherin Papier, Tinte und Feder forderte, um für den König etwas aufzuschreiben. Mit diesem besondern geheimen Segen fuhr der König nach Berlin. Bisher hatte er nicht die Absicht geäußert, Oswald und Hermes dorthin nachkommen zu lassen. Oswald war von ihm beauftragt worden, ihn über die Aussprüche der Somnambule auf dem laufenden zu erhalten, und

Hermes, ihm auf das Religionswesen bezügliche Vorschläge zu machen.

Bischoffwerders Gewalt über den wundergläubigen Friedrich Wilhelm war durch die Breslauer Vorgänge gefestigt worden. Das merkte zu ihrem Verdruß Frau Ritz. Seit Jahren kämpfte sie mit dem Intriganten um die Vorherrschaft. Bitter hatte sie es empfunden, daß er sie bei dem König aus der Stellung der Geliebten gedrängt und ihr die Rolle einer Freundin zugewiesen hatte. Sie war eine gescheite Frau. Jetzt griff sie den Gegner auf seinem eigenen Gebiete an und führte wider den Geist seiner Somnambule einen andern ins Treffen.

Aus dem Liebesverhältnis des Königs mit ihr, als sie noch Wilhelmine Enke war, entsprossen ein Sohn und eine Tochter, denen der Vater den Grafentitel von der Mark verlieh. Am 1. Aug. 1787 starb der im Januar 1779 geborene Sohn, Alexander mit Namen.¹⁾ Der König hatte mit zärtlicher Liebe an dem Knaben gehangen und war über den Verlust untröstlich. Seelenschmerz und Wunderglaube erzeugten in ihm eine Wahnvorstellung, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hat. „Ich befand mich“, so berichtet die Gräfin Lichtenau, „am dritten Tage nach dem Tode des Sohnes mit dem König und meiner Tochter im Garten zu Charlottenburg, wo wir eine Stimme hörten, welche Papa! Papa! rief. Der König hielt dies für die Stimme des Verstorbenen, und meine Tochter ging an ihn heran mit der Anrede: „Papa, ich habe meinen Bruder rufen hören.“ Der König fragte mich, ob ich es auch gehört habe. Ich antwortete, daß ich es wohl gehört hätte, daß es aber wohl von Kindern in der Nachbarschaft herrühren könnte.“ Der König aber ließ es sich nicht ausreden, daß sein Kind ihn gerufen hatte. Der Glaube an die Gegenwartigkeit des Verklärten nahm ihn so fest gefangen, daß er häufig denselben zu sehen und zu hören vermeinte. Drei Jahre waren darüber vergangen, da schien der Glanz des Verklärten vor der himmlischen Gnadensonne der Breslauer Seherin zu erbleichen. Aus den Briefen des Königs von Breslau und aus seinen Erzählungen nach seiner Rückkehr erkannte Frau Ritz die Verstärkung von Bischoffwerders Einfluß und die Gefährdung ihres eigenen. Da entschloß sich die kluge Frau zu einem geschickten Gegen-

¹⁾ Er ist in der Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin beigesetzt. Ein Denkmal von Schadow hat ihn verewigt. Wenn der Marmor nicht schmeichelt, muß er ein liebliches Kind gewesen sein.

schlag. In den Gesprächen mit dem König über Erscheinungen ließ sie allmählich ihren Zweifel fallen, gab die Möglichkeit derselben zu, wollte sie nicht mehr bestreiten, bis der König befriedigt sagte: „Sie werden doch nun endlich einmal zur Einsicht kommen.“ Bald darauf überraschte sie ihn durch die Botschaft, der Verklärte in Engelsgestalt sei ihr erschienen und habe zu ihr gesprochen. Keinen Augenblick zweifelte der König an der Wahrheit ihrer Worte; im Gegenteil, er vernahm aus ihnen die Bestätigung der eigenen Wahrnehmungen. Frau Ritz machte die Erscheinungen zu einem beständigen Bedarfstück ihres Einflusses und führte gewissenhaft ein Tagebuch über die Worte des Verklärten, in denen der König Trost und Erbauung fand. Gleich ihm zweifelte auch Bischoffwerder nicht, weil er nicht zweifeln durfte. Aber sehr richtig durchschaute er die Absicht der Gegnerin, durch ihren Geist den Breslauer übertrumpfen zu lassen. Die Gefahr drohte, daß der König mehr Wert auf die Verheißungen und Warnungen des Sohnes legte, der ihm so teuer gewesen und jetzt wieder so nahe war, als auf die der fernen Somnambule, von der er nur brieflich unterrichtet wurde. Hier mußte ein persönliches Band geknüpft werden.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr von Breslau sprach der König mit Woellner über Hermes als Mitstreiter im Kampf gegen die Aufklärer. Er befahl dem Minister, von dem schlesischen Gottesstreiter ein solches religiöses Dienstreglement einzufordern, wie er es bei der Unterredung mit ihm als notwendig geschildert hatte. Woellner beauftragte einen nach Breslau reisenden Edelmann, Hermes aufzusuchen und ihm den Wunsch des Königs zu eröffnen. Hermes machte sich sofort an die Arbeit. Als er einen eigenhändigen Brief des Herrschers vom 5. Nov. empfing, der das Begehren nach baldiger Einsendung des versprochenen Examenreglements äußerte, beeilte sich Hermes so, daß er es bereits um die Mitte des Monats einsenden konnte: „Schema Examinis Candidatorum S. S. Ministerii rite instituendi.“ In dem Brief des Königs stand weder von Hermes' noch von Oswalds Berufung nach Berlin eine Andeutung. In den folgenden Wochen muß aber auf den König — vermutlich durch Bischoffwerder — dahin eingewirkt worden sein, daß er am 30. Nov. in einem eigenhändigen Briefe Oswald vorschlug, als Bibliothekar der Königlichen Bibliotheken nach Potsdam überzusiedeln. Die angebotenen 1200 Taler Gehalt und eine schöne Wohnung waren keine verächtliche Entschädigung für die geringfügige Arbeit. Anfang Januar 1791 kam Oswald,

vorerst noch ohne Familie, nach Potsdam. Seine Stellung erfuhr aber eine Änderung: er wurde als Königlicher Vorleser oder Lecteur bestellt, mit dem Titel eines Geheimen Rats ausgezeichnet und mit einem Gehalt von 3000 Talern ausgestattet. Seine Amtstätigkeit bestand darin, dem König vorzulesen und sich mit ihm in einsamen Stunden zu unterhalten. Jetzt hatte er auch Gelegenheit, für seinen Schwiegervater zu wirken und die Erinnerung an ihn bei dem Herrscher lebendig zu erhalten.

Die Handschrift des „Schema Examinis“ wurde sogleich nach ihrem Eintreffen in Berlin in Druck gegeben, ohne Wissen und Zustimmung des OK., als bloße Verfügung des Geistlichen Departements. Anfang Dezember wurde es allen Konsistorien, auch dem OK., zur Nachachtung zugestellt. Wie die gesamte Jugend in Stadt und Land, das war Sinn und Absicht des neuen Reglements, durch einen allgemeinen Katechismus, so sollte auch ihre Lehrerschaft durch eine für alle gleiche Prüfung einem geistigen Drill unterworfen werden. Dann glichen Schulen und Kirchen den Exerzierplätzen, von Kathedern und Kanzeln ertönten die gleichen Kommandos. Das „Schema Examinis“ war eine Prüfungsordnung, die alle den Kandidaten vorzulegenden Fragen im Wortlaut festsetzte. Es war lateinisch abgefaßt, und zwar in einem Latein, das an die Briefe der Dunkelmänner erinnerte. Mittelalterlich-scholastisch wie die Sprache war auch der Geist.¹⁾

Die Einleitung lautet so:

„Quum veram religionem nec profiteri quisquam vitæque exprimere, nec alios docere valeat, nisi praecepta eius, qualia in Bibliis Sacris continentur, rite perceperit et sua fecerit; id praecipue, qui rebus sacris praesunt, agere debent, ut in quovis examine Theologico instituendo satis experiantur theoriam Candidatorum, num Vera sit? num ad munus praeconis sacri rite subeundum sufficiens? num biblica? Nam profecto, de rebus sacris inepte philosophari, garrere, suasque aut aliorum opiniones, placita, commenta liberius expromere, istud quidem (quod recentior aetas in-

¹⁾ Bei Henke (s. Vorwort) steht unter 62 das Urteil: „Ein Werkchen, dergleichen man gar wohl von jedem Studenten, der seine Dogmatik wohl eingenommen hat, erwarten darf; nur daß ein solcher, wenn er in der lateinischen Schule nicht ganz unfleißig gewesen wäre, Einkleidung und Schreibart etwas reinlicher und zierlicher eingerichtet haben würde.“ Der erste Abdruck enthielt auffallende Sprach- und Druckfehler und wurde deshalb schleunigst wieder eingezogen. Aber auch der zweite war noch trotz der von Silberschlag vorgenommenen Verbesserungen „Kapuzinerlatein“.

vexit) vel ipsis tironibus facillimum, at Christiano, teste experientia, longe perniciosissimum iudicamus.

Atque ita articulos puros (ut audiunt) eos quidem, quos animus humanus, nulla revelatione adiutus, ratiocinando haud assequi, ne suspicari quidem, nedum perspicere potuisset, argumentum examinis primarium constituere expedit. Quos si quis probe didicerit et animo imbiberit, hic demum de mixtis et ad ingenium humanum propriis recte iudicare valebit.“

Das waren in schlechtem Latein die gleichen Wendungen und Worte, wie sie in grobem Deutsch von Woellners Erlassen her und den von ihm gefertigten KO. aller Welt wohlbekannt waren. Die Annahme war nicht unberechtigt, daß er selbst die Einleitung dem Verfasser zum Übersetzen geliefert habe. Der Verfasser selbst blieb vorläufig unbekannt. Als später Hermes und Hillmer nach Berlin gekommen waren, schätzte man mit richtigem Verstehen das Schema für ihr Machwerk ein. Und was für ein jämmerliches Machwerk war das! Die Prüfung der Kandidaten sollte den Beweis erbringen, daß sie mit den reinen Glaubenslehren erfüllt seien, die der menschliche Geist nicht zu fassen vermag. Wenn sie sich zu diesem unerschütterlichen Glauben an das Unglaubliche durchgerungen hatten, dann war ihnen für ihre geistige Arbeit eine feste Grundlage gewonnen, von der aus sie stets zu richtigen Urteilen gelangten. Das war des langen Schemas kurzer Sinn.

Genau wurde der Gang der Prüfung vorgeschrieben, und da das Schema in den von ihm betroffenen Kreisen bekannt war, so bereiteten sich die Kandidaten auf die Fragen vor und hielten sich mit ihren eingelernten Antworten fertig.

Das Schema setzte so ein:

„1. De Christo Deo,

- a) in genere, explicando notiones de Deo uno et trino;
- b) in specie, loca biblica excitando et interpretando,
 - a) quae nomen ipsi vindicant mere divinum; deinde
 - β) naturam Dei infinitam et attributa, quae nulli rei creatae competunt; tunc
 - γ) opera; et postremo
 - δ) honorem, soli Deo habendum.

2. De Christo homine.

- a) quo modo Christi natura vere humana cognoscatur?
- b) quaenam inter istam nostramque intercedat differentia? in qua re

- a) quum sanctitatem Christi perfectissimam, testimoniis biblicis de miraculosa humanae naturae in corpore virginis formatione, Hebr. 2, 14. 10, 5. Luc. 1, 35 demonstraverit, Candidatus ultra interrogandus, quo valeat Paulinum istud ad Rom. 8, 3 etc.
- β) veram notionem status exinanitionis Christi exhibeat, de cuius indole et gradibus inquirendum.“

Diese Probe mag genügen, Sprache, Geist und Form zu kennzeichnen.¹⁾

Das OK. hielt es für seine Pflicht, Examinatoren und Kandidaten gegen die unerhörte Zumutung, so zu prüfen und sich prüfen zu lassen, zu schützen. Teller ging zunächst allein vor. Er bat am 8. Jan. 1791 den König, ihn von der Prüfungspflicht zu entbinden, da er sie mit den Forderungen seines Gewissens nicht vereinigen könne. Er bezeichnete seine Eingabe als „Besorgnisse und Bedenklichkeiten“. Woher die Zeit für die Prüfungen bei den gewöhnlichen Sitzungen nehmen? fragte er. Wenn auch von nun an die Prüfungen nicht mehr öffentlich sein sollen, so werden die Kandidaten dennoch wissen, wonach sie befragt werden. Frei behauptete er: daß der Wille des Königs nicht genau befolgt oder gegen die höchste Absicht überschritten worden oder der Willkür des Verfassers unterworfen und durch überspannte Forderungen entehrt worden sei. Vielleicht erhoffte das OK. von diesem Schritt seines angesehensten Theologen eine Wirkung. Weit gefehlt! In nichtachtender Weise lehnte Woellner im Namen des Königs das Gesuch ab, um so mehr, „als die vorgetragene Gründe von der Art sind, daß darauf gar keine Rücksicht zu nehmen stehet“. Auch an der üblichen Drohung fehlte es nicht. Dem Bittsteller wurde „wohlmeinend angeraten, sich bei fernerer Weigerung, sein Amt zu tun, keine unangenehmen Verfügungen zuzuziehen“.

Wenn die Einzelstimme verhallte, so mußte ein Chor sich Gehör verschaffen. Die fünf Geistlichen Räte des OK. — Silberschlag, der sechste, schloß sich aus — wandten sich am 2. Febr. in einer gemeinsamen Vorstellung an den König. Sie mochten meinen, daß die Eingabe über Woellner hinaus wirklich einmal an die rechte Stelle gelangen könnte. Aber Woellner fing sie ab. Wenn sie auch an den König gerichtet war, er wußte, wem sie in Wahrheit galt. Trotz der am Anfang gerühmten „landesväterlichen

¹⁾ Das „Schema Examinis“ ist abgedruckt in der Zeitschrift für hist. Theologie 1862, S. 430/7 zu der Abhandlung von K. H. Sack: Zur Geschichte des geistl. Ministeriums Woellner.

Absicht eines gnädigen Königs, durch eine zweckmäßige Prüfung unwürdige und unbrauchbare Männer vom Predigtamte zurückzuhalten“, enthielt das kurze Schriftstück doch eine offene Verurteilung der neuen Woellnerschen Maßregel. Das Gegenteil werde erreicht werden, meinten die Räte. Sie wiesen auf ihr Recht hin, als Mitglieder des OK. in einer solchen Angelegenheit gehört zu werden. Niederschlagend sei es für sie gewesen, hierbei übergangen zu sein; aber kränkender würde es ihnen sein, wenn die Meinung aufkäme, das „Schema Examinis“ sei von ihnen verfaßt oder auch nur nachträglich gebilligt worden. Sie schlossen mit der Bitte an den König: sich die Vorschläge des OK. vorlegen zu lassen. Beigelegt war ein Gutachten Spaldings, des ältesten und ehrwürdigsten der Räte, der trotz seiner 76 Jahre jetzt noch mannhaft für „den Nutzen und die Ehre der Kirche“ eintrat, wie er das sein ganzes Leben lang getan hatte. Stolz wies er daraufhin, daß sich das OK. „mit seinen Bemühungen zur Beförderung einer richtigen Religionserkenntnis und des praktischen Christentums in dem Urteile des Publikums und der Welt nicht unwürdig gemacht habe, zu einem solchen ihm eigentümlich obliegenden Geschäfte gezogen zu werden“. Schonungslos deckte er die Fehler und Schwächen der unwürdigen Einrichtung auf: dem Unwissendsten würde es leicht gemacht werden, die richtigen Antworten zu geben; Unwissenheit und Unfleiß würden geradezu unterstützt werden. Wenn ein Prediger nicht mehr wisse, als wonach er in dem vorgeschriebenen Examen gefragt werde, so sei er zum Amt untauglich. Ein solches Verfahren könne nur die Religion bei Denkenden in Verachtung bringen und den Leichtsinnigen zum Gespött machen. Warnend wies Spalding auf den Schimpf und die Schande hin: „es wird der hiesigen Kirchenverfassung vor der übrigen unparteiischen Welt eine wenig Ehre bringende Gestalt gegeben werden“. Trotz aller Einwendungen der Räte wurde am 13. Januar in Woellners Gegenwart die erste Prüfung nach der neuen Vorschrift angestellt. Silberschlag beglückwünschte den Chef, „daß er mit solchem standhaften Ernst und Weisheit Christum in unsere Examina wiedereingeföhret habe“.

Silberschlag war jetzt Woellners Vertrauensmann im OK. geworden. Sofort hatte er sich zu dem „ganz vortrefflichen und unverbesserlichen“ RE. mit ganzer Seele bekannt, „in dem weder die Grenze der Toleranz und Gewissensfreiheit überschritten, noch etwas vergessen wurde, das zur Erreichung des Endzwecks nötig ist“. Sein Beifallsschreiben war eins der ersten, die der Minister nach dem Erlaß des Ediktes erhalten hatte. Er bat zugleich um mehr

Beschäftigung im OK., in dem er bisher als Antagonist behandelt worden sei. Geistliche Sachen waren ihm nicht übertragen worden; höchstens einmal die Entscheidung darüber, ob jemand seines Bruders Frau oder seiner Frauen Schwester heiraten dürfe. Er hatte „mit traurigen Blicken die für Neologen weit aufgetane Pforte zum Einsteigen in den Schafstall Christi gesehen“. Da war seine Zeit gekommen. Die Gnadensonne des Ministers verscheuchte die dunklen Schatten, die ihn bisher umgeben hatten. Die erste Ausgabe des Schema mußte wegen auffälliger Mängel wieder eingezogen werden. Silberschlag unterwarf es einer Durchsicht und nahm mancherlei Verbesserungen vor. Der Schluß „De sanctificatione“ war sein ureigenes Werk.¹⁾ Jetzt sandte ihm Woellner die Arbeit Tellers zur Begutachtung zu. „Ich beteure vor Gott,“ so gab Silberschlag sein Urteil ab, „daß ich nichts den symbolischen Büchern Widersprechendes oder nur wider dieselben Anstoßendes [in dem Schema] auch sogar nach Lesung der Opposition ange- troffen habe.“ Tellers Einwürfe beruhten auf Mißverständnis und Verdrehung. Er schloß mit dem Ruf: „Christus regnat, vincit, triumphat! Hallelujah!“

Auf Grund dieses Gutachtens legte Woellner dem König eine an den Präsidenten von der Hagen gerichtete KO. zur Unterschrift vor. Einem möglichen Widerstand des Herrschers suchte er durch die Begründung vorzubeugen: „Es ist von äußerster Notwendigkeit, daß diese verstockten Menschen als Verächter der reinen Lehre

¹⁾ Ursprüngliche Fassung:

a) Quaeratur a Candidato, quid per sanctam vitam toties in sacra scriptura commendatam intelligatur, in quo differat a vita politica bene morata et quare fides vera cum sancta vita vinculo indivulso sit coniuncta.

b) Qualia in sacro codice opera bona audiant et qua de re convenientia facti sola cum lege non sufficiat, quidque reliqui (S.: eminentioris Matth. 5, 20. 47. 48) desideretur?

c) Quibus remediis sanctitas vitae promoveatur (Zusatz von S.: atque quid Sacramenta conferant)?

d) Quum sanctitati tot amplissima aeternaque praemia proposita sint, quo sensu nihilominus tamen omne nostrum meritum in sacris oraculis excludatur?

Silberschlags Änderung:

Quaeratur a Candidato, qualis demum sit sanctitas ista, quam S. S. ubivis exposcit, Hebr. 12, 14? utrum sufficiat hominibus probare partesque suas in republica explere? an longe excellentius quid homini Christiano, ad quod eniti debeat, proponatur, ut Petr. 1, 4 divinae naturae particeps fiat?

Quum — sint, quo tandem sensu sacra oracula nos nihil promeruisse dicant, vel optime omnia peragentes?

Jesu endlich einmal Ernst sehen, weil sie mir jeden Schritt sauer machen und ich sonst gar nicht mit ihnen fertig werde.“ Daß sie sich über ihn beim König beschweren würden, sah er voraus. Friedrich Wilhelm aber beruhigte ihn mit den Worten: „wenn Sie verklagt werden werde ich ihnen die Klage zu schicken worauf dann eine ferme Cabinets Ordre erfolgen würde die sie eben anitzt mit ein gelegt haben.“ Er sah also die im Ton äußerst scharfe KO. als eine Antwort auf die zu erwartende Klagschrift der Räte an, Woellner aber vermeinte der Klage durch die KO. zuvorzukommen und durch sie auf die Räte einschüchternd zu wirken.

Aus dem Ton der Antwort Woellners geht hervor, wie schwer er sich durch die versteckten Angriffe getroffen fühlte; er war um so gröber, je dürftiger seine Widerlegungsgründe waren. Das war einmal so sein Brauch. Als ob es unter der Würde des Königs wäre, den Bittstellern unmittelbar zu antworten, ließ er an den Präsidenten von der Hagen den Bescheid ergehen, einen Bescheid, so unflätig, wie er wohl kaum jemals Beamten in der Stellung der OKR. zugegangen ist. Da wurde von ihrer ungeziemenden Art zu tadeln gesprochen; von ihren nichtsbedeutenden Einwüfen gegen RE. und Katechismus; von ihrer Gewohnheit, jeder guten Sache zu widersprechen; aber es wurde auch gedroht, ihnen diese üble Gewohnheit nachdrücklich abzugewöhnen, eine Reformation des halsstarrigen Kollegiums wegen seiner fortdauernden Widerspenstigkeit vorzunehmen und die unterschriebenen Räte ihres Amtes zu entheben. Woellner war in echter Kampfesstimmung. Auf den Umschlag, der die Schriftstücke dieses Streites einhüllt, hat er geschrieben: „Bataille mit dem Consistorio“. Die Räte antworteten in ruhigem Ton als Männer, die sich mit gutem Gewissen auf ihre treue Pflichterfüllung berufen durften, also auch auf ihre geachteten Namen. Den Vorwurf der halsstarrigen Widersetzlichkeit wiesen sie zurück; Bedenklichkeiten und die Bitte, dieselben zu erwägen und ihnen abzuhelpen, sei ihres Amtes Pflicht.

Mit dem Hochmut des selbstbewußten Vorgesetzten gegenüber machtlosen Untergebenen erwiderte Woellner in einer Resolution „auf Königlichen Spezialbefehl“, zu deren Abfassung er vielleicht die kurze Genehmigung des Königs eingeholt hatte, ohne daß dieser von Inhalt und Ausdruck Kenntnis nahm. Seine Vorwürfe hielt er, sogar mit dickem Unterstrich, aufrecht. Er stellte den Räten Maßregeln in Aussicht, „die ihnen freilich nicht angenehm, aber desto wirksamer sein würden“.

Die so schwer beleidigten Männer suchten endlich Zuflucht bei dem König, in dessen Namen ihnen die Kränkungen zugefügt worden waren. In einer Immediat-Eingabe vom 17. März baten sie den Herrscher um Schutz ihres ehrlichen Namens und um Untersuchung ihrer Angelegenheit durch den Staatsrat oder das Justizdepartement; nicht auf die Beibehaltung ihrer Stellen komme es ihnen an, sondern auf die Rettung ihres so sehr gekränkten und herabgewürdigten Charakters. Der König überschickte Woellner die Eingabe zum „pflichtmäßigen Bericht“, mit dem Zusatz: „Da Ich aber nicht gesonnen bin, es zwischem ihm [dem OK.] und Euch zu prozessualischen Weitläufigkeiten kommen zu lassen, so behalte Ich es Mir vor, nach genommener Kenntnis und genauer Erwägung der Sache Euch Meine Willensmeinung darüber bekannt zu machen.“ Der Minister rechtfertigte sein Verhalten gegen die Räte in einer langen Ausführung. Nachdem er ihre Stellung zu dem RE., dem Landeskatechismus und dem „Schema Examinis“ als offene Widersetzlichkeit dargelegt und die Beschwerdeführer nach seiner Meinung ins Unrecht gesetzt hatte, ging er auf dem so gewonnenen festen Boden aus der Verteidigung zum Angriff über. Die Gegner bezichtigte er als falsche Ankläger. Der Beleidigte war er, und mit ihm waren es alle Minister. Sehr geschickt verstand er es, den in den Anschauungen militärischer strengster Unterordnung erzogenen Herrscher auf seine Seite zu ziehen. „Wie würden E. K. M. wohl ein Korps Offiziers behandeln“, fragte er, „welches sich gegen seinen Regimentschef also auführte, daß es gegen alle Befehle, die dieser nach seiner ausdrücklichen Information geben müsse, nicht nur beständig räsionierte, sondern ihn am Ende noch fälschlich anklagen und vor Gerichte wollen ziehen lassen?“ Mit diesem geschickten Hieb hatte Woellner den Gegnern die Waffe aus der Hand geschlagen. Er wußte, daß sie gerichtet waren. Auf die strengste Genugtuung, die ihm von Rechts wegen zustand, verzichtete er nach seinen Worten. Er wollte vielmehr den Anklägern ein Beispiel der Mäßigung und christlichen Sanftmut geben, indem er den König bat, die Sache nicht so hoch aufzunehmen, als sie ihrer Natur nach und in dem Verhältnis, in welchem er mit seinen Anklägern stehe, eigentlich genommen werden müßte; es werde ihm genug sein, wenn sie Besserung versprechen. Demgemäß fiel die KO. aus, die den Räten als Antwort zuing. Sie wurden ermahnt, inskünftig ihrem Chef Gehorsam zu leisten und nicht zu widersprechen, denn sie seien ihm subordiniert und nicht an die Seite gesetzt; jetzt sollte es bei einem Verweis sein Bewenden haben, weil

Woellner die ihm gebührende Satisfaktion nicht verlange. „Ich rate Euch es wohlmeinend,“ so schloß die Vermahnung, „Euch nie wieder so weit zu vergessen, sondern Eure Pflicht besser wie bisher zu tun, indem Ich sonst andere Maßregeln nehmen muß, um Meinen wohlüberlegten Plan, davon ich niemals und in keinem Betracht abweichen werde, durchzusetzen.“ Der sanftmütige und mäßige Woellner mutete dem König noch eine eigenhändige Nachschrift zu, die er mit den Worten anempfahl: „Von großem Nachdruck aber dürfte es vielleicht sein, wenn E. K. M. die einzige Gnade haben wollten, so hintenher noch höchst eigenhändig ein paar Worte zu schreiben: daß sie zum zweitenmal nicht möchten wiederkommen etc. oder so etwas, daraus der große Ernst E. K. M. in dieser Sache hervorleuchtet. Der liebe Gott wird ja immer weiter helfen. Es ist aber traurig, wenn man allenthalben so viel Widerstand findet.“ Friedrich Wilhelm dachte zu vornehm, oder er nahm sich nicht die Zeit, dem Wunsch seines rachsüchtigen Günstlings zu willfahren. Einige Tage darauf berichtete Woellner von dem Eindruck der KO. auf die Räte: „Die KR. sind ganz stille. Am vorigen Donnerstag auf dem Konsistorium hatte aber keiner das Herz, mich gerade anzusehen, und ich hingegen war ganz freundlich gegen sie. Dies hat sie so konfuse gemacht, daß sie gesagt: sie wüßten gar nicht aus mir klug zu werden. Der Person Freund und der Sache Feind — ist mein Symbolum, und Gott wird schon weiter helfen, und E. K. M. helfen mir ja auch so redlich.“

Auf das OK. als willenslose Gefolgschaft mußte Woellner endgültig verzichten; zu der Erkenntnis war er durch mehrjährige Erfahrung gelangt. Jetzt griff er zu dem Mittel, auf welches als das äußerste wiederholt in Verfügungen an die widerspenstigen Räte hingewiesen worden war: zu der Einsetzung einer Art von Inquisitionsgericht, einer höchsten Instanz für kirchliche und Schulangelegenheiten. Die Stunde für Hermes war gekommen.

Ende Januar reiste Oswald nach Breslau, um die Übersiedlung seines Hausstandes in die Wege zu leiten. Er erkrankte an Konvulsionen, die, wie die Somnambule feststellte, auf eine Vergiftung zurückzuführen waren. Eine von ihr angeordnete Kur stellte ihn so weit her¹⁾, daß er Ende März nach Potsdam zurückkehren konnte. Die Zeit seiner langsamen Genesung benutzte er zu magnetischen Versuchen mit der Somnambule; die Gelegenheit dazu betrachtete

¹⁾ S. 179, Anmerkung.

er als „eine Zugabe von Gott für die kurze Zeit seines dasigen Aufenthaltes“. Die Protokolle übersandte er dem König. Ein unverbrüchliches Vertrauen zu seiner Ehrlichkeit mußte er bei dem hohen Empfänger voraussetzen. Denn er magnetisierte und protokollierte ohne Zeugen, durfte also niederschreiben, was ihm beliebte.

Nach dem ersten Protokoll (14. März) bestimmte die Seherin Oswalds Aufgabe für die Zukunft dahin: ganz für das Herz des Königs zu leben und wozu ihn Gott für sein Reich brauchen würde, in den Nebenstunden aber gute Bücher für die Religion zu schreiben. Das zweite Protokoll (24. März) brachte eine Botschaft der Seherin an den König: sie betrachte ihn als Sämman, der guten Samen austreuen, aber auch das Unkraut ausjäten müsse. „Ach, der gute König“, so klagte sie, „hat wohl viele und mancherlei Feinde um sich. Selbst diejenigen, die ihm sein Leben angenehm machen und seine Lasten versüßen sollten, kränken ihn und vermehren dem guten Monarchen nur seine Leiden und Prüfungen.“

Als geradezu plumpe Oswald-Hermessche Mache erscheint der Schluß: „Sage dem Vater Hermes, daß er ein sehr glücklicher Mann wäre. Gott wird ihm bald alles gelingen lassen, was er für das Beste der Sache Jesu tut, arbeitet und unternimmt. Der Monarch wird alles ausführen, was Hermes vorschlägt. Schon hat Gott dem Herzen des Königs Kraft gegeben, den widerspenstigen Oberkonsistorialräten mit Schärfe ihre Pflicht vorzuhalten¹⁾, und Gott wird ihm auch noch die Kraft schenken, die Menschen alle ihres Amtes abzusetzen, die nichts taugen und sich der Ausbreitung der reinen Lehre widersetzen. Hermes soll nur getrost und standhaft sein. Gott wird ihm schon Kraft und Gesundheit geben zur Arbeit, und für seinen Feinden braucht er sich gar nicht zu fürchten, so wenig wie Du.“

Am 29. März magnetisierte Oswald die Somnambule zum letztenmal vor seiner Abreise. Er benutzte ihre Sehergabe zur Empfehlung seiner Freunde. „Mache auch“, läßt er sie sagen, „daß der gute Hillmer dir bald nachfolgt. O, der Monarch bedarf mehrerer, frommer und treuer Knechte um sich. Der alte Vater Hermes arbeitet mit großem Segen am Werk des Herrn, und Gott wird das Herz des Königs schon lenken, daß er ihm ferner sein Vertrauen gibt und alle Pläne, die Hermes für das Reich Jesu arbeitet, annimmt und ausführt.“

¹⁾ Gemeint ist die KO. vom 3. März, über die also Oswald von Potsdam her in Kenntnis gesetzt worden war.

Wer wollte es der Somnambule verargen, daß sie, nachdem sie so warmherzig für andere gesprochen, auch ihrer selbst mit den Worten gedachte: „Bitte doch auch den guten Monarchen um meine Pension für das zweite halbe Jahr. Ich habe gar kein Geld mehr.“ Und das alles nahm Friedrich Wilhelm gläubig als Gottes Stimme hin!

Jetzt setzte Hermes' Tätigkeit für sich ein, anknüpfend an die Vorarbeit des Schwiegersohnes. Oswald hatte ihm den mündlichen Befehl des Königs überbracht, fernere Vorschläge für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens einzusenden. Er fertigte eine Ausarbeitung unter dem Titel: „Kurzer Entwurf der Vorschläge zur Verbesserung des Kirchen-, Schulen- und Akademieenwesens.“ Oswald händigte sie nebst einem Anschreiben dem König ein. Darin stand zu lesen: „Das Schema zum Kandidatenexamen ist im treuen Gebrauch der landesherrlichen Macht introduziert. Die Somnambule, die davon nichts wissen konnte, preist mich glücklich, daß mir Gott bei allem meinem Elend durch die Gnade meines Monarchen so viel gelingen lassen, und beruft sich auf die vom Herrn selbst erregte treue Gesinnung, nach welcher E. M. auch das Wenigste und Geringste, was ich noch vorschlagen könnte, ganz gewiß huldreichst befördern werden, so daß ich getrost fortfahren könnte und müßte, jeden Augenblick, den ich meiner Krankheit abgewinnen kann, auf Arbeiten dieser Art zu wenden, über welche der Segen Gottes ausgesprochen sei.“ Diesen nicht mißzuverstehenden deutlichen Worten entsprach auch der Schlußsatz: „Gott gebe mir und meinem Schwiegersohn und allen, die E. M. fromme Absicht befördern wollen, Gnade, die Königl. Huld zu verdienen, der wir gnädigst gewürdigt werden.“

Die Woellner vom König zur Begutachtung übergebene Arbeit enthielt eine Anzahl nicht übler, aus der richtigen Beurteilung von Fehlern und Mißständen erwachsener Verbesserungsvorschläge; sie zeigte aber auch, daß der Verfasser nicht gleichen Sinnes mit den Reformern war, welche Schule und Kirche zu trennen sich bemühten. Im Gegenteil, beide wünschte er noch enger zu verknüpfen. Der Predigtamtskandidat, so forderte er, beginnt seine Laufbahn damit, daß er wenigstens ein Jahr lang eine Landschullehrerstelle verwaltet; ohne ein Zeugnis seiner Qualifikation wird er nicht zum Pfarrer oder Feldprediger befördert. Das würde schwer durchzuführen sein, wandte Woellner mit Recht ein, weil der Kandidat „bei der notorischen Armut der meisten Theologen“ nicht wissen würde, wovon in dem Probejahr leben; denn das Ein-

kommen der Stelle verblieb selbstverständlich dem angestellten Schulmeister, dem der Kandidat als Probandus beigegeben war. Kann der Kandidat, so fuhr Hermes fort, nicht wegen vorzüglicher Verdienste sofort danach ins Predigtamt berufen werden, so betritt er die zweite Stufe, die zur Kanzel führt: er nimmt eine Lehrerstelle in einer Stadt an. Da diese Stellen jedoch schlecht dotiert sind, so wäre es traurig, wenn ein Lehrer sein ganzes Leben in einer so schlechten Stelle zubringen sollte. Wenn er seinem Amt treulich vorsteht, muß er befördert werden. Damit, so hoffte Hermes, werde der bisherige so äußerst schädliche Mißbrauch, Pfarrstellen nur nach Gunst und Empfehlung zu besetzen, glücklich aufgehoben werden. Mit Recht lehnte Woellner den Beförderungszwang ab, weil mancher ein vortrefflicher Schulmeister sein könne, ohne sich im geringsten zum Prediger zu eignen. Für die Stadtschulen schlug Hermes schärfere Bestimmungen über die Versetzung und die Reifeprüfung vor. Kein Schüler sollte — und das geschah nur zu häufig — unreif in eine höhere Klasse gesetzt werden. Das Reglement für das Abiturientenexamen setzte kein vorgeschriebenes Maß der Kenntnisse fest; jede Schule legte ihren eigenen Maßstab an das Wissen ihrer Zöglinge. Diesen war es auch gestattet, mit dem Zeugnis der Unreife die Universität zu beziehen. Das waren offenbare Mängel, die Hermes abzustellen wünschte. Zum Studium sollte nur zugelassen werden, wer auf genau zu bestimmende Weise hinlänglich geprüft und für reif befunden worden war. Wer die Reifeprüfung nicht bestand, durfte sie nach einem oder anderthalb Jahren wiederholen. Wurde er auch dann nicht für reif befunden, „so muß er (es sei denn, daß er bloß zu seinem Vergnügen studiere und, ohne ein Amt zu suchen, ex propriis leben könne und wolle) zurückgewiesen und eine andere Lebensart zu erwählen angehalten werden“. Derartige Verordnungen seien längst vom OSK. erlassen worden, bemerkte Woellner hierzu, und er selbst halte sehr strenge auf ihre Befolgung. Aber Verfügungen des Inhaltes, wie ihn Hermes wünschte, waren nicht vorhanden; höchstens hatte einmal das OSK. einer Schule, aus deren eingesandten Prüfungsakten sich Mängel des Verfahrens oder der Leistungen ergaben, eine Aufforderung zur Besserung zugehen lassen. Durchaus aber stimmte Woellner dem zu, was Hermes bei den Universitäten zu erinnern fand: „Die Besetzung der akademischen Lehrstellen mit Männern, welche in der Kraft des Christentums stehen und von ihrer wahren Gelehrsamkeit, Fleiß und nützlichen Amtsführung Proben gegeben haben, ist, sonderlich was die

theologische Fakultät betrifft, die Hauptsache.“ Dazu müsse eine strengere Aufsicht über die Studenten geführt, eine zweckmäßigere Einrichtung der Vorlesungen getroffen und für eine viel nähere Beschäftigung der Lehrer mit den Zuhörern gesorgt werden. „Wenn er mit an einem neuen Reglement will arbeiten helfen, werde ich ihm vielen Dank wissen“, schrieb Woellner hinzu. Die Ordnung in der Kirche herzustellen, empfahl Hermes ein Reglement mit genauer Amtsanweisung für die Prediger und mit Vorschriften an die Konsistorien, „durch erleichterte und zweckmäßigere Aufsicht, gehörige Grade der Admonition, genau regulierte Arten der Weiterbeförderung nach und nach den jetzt allgemein eingerissenen Fehlern abzuhelpen“. Die Konsistorien haben schon von alters her die besten Vorschriften, bemerkte Woellner mit Hohn, „wenn sie nur solche befolgen wollen“. Ihm war der Geist, der die meisten dieser Behörden beseelte, besonders das in Berlin, nur zu gut bekannt. Seinen vollen Beifall zollte er Hermes' Vorschlägen zur Gründung eines Bücher- und Religionsfonds. „Katechismen, Gesangbücher, Kirchenagende, Lehrbücher in Stadtschulen und akademische Lehrbücher“, schrieb dieser, „taugen jetzt schlechthin nichts. Man wird durch Gottes Hilfe nach und nach andere liefern.“ Diese von der höchsten Behörde gelieferten Bücher, und nur sie dürfen im Unterricht gebraucht werden. Der Satz für den Druck bleibt stehen, und so kommt ein tüchtiger Überschub für einen Religionsfonds heraus, aus dem die Kosten des Unterrichtes für alle Soldatenkinder, des Unterrichtes und der Bekleidung für alle notorisch armen Kinder und die Zulagen für die Landschullehrer bestritten werden können. Gott würde, so schloß Hermes, „eine solche entreprise auch auswärtig segnen“.

Der König billigte, wie er sich in einem eigenhändigen Schreiben an Hermes ausdrückte, dessen Vorschläge „im ganzen genommen vollkommen“ und ersuchte ihn noch um eine ausführliche Ausarbeitung derselben. Der Brief des Königs, am 12. April geschrieben, kreuzte sich mit dem von Hermes am 13. abgeschickten längeren Promemoria¹⁾, dessen Empfang der König durch ein Handschreiben vom 19. bestätigte.) Es enthielt zugleich die Aufforderung an Hermes und Hillmer, möglichst bald nach Potsdam zu kommen. Inzwischen nämlich hatte Woellner die Zustimmung des Herrschers zur Einrichtung der von ihm geplanten Behörde

¹⁾ Diese Arbeit von Hermes findet sich nicht in den Akten. Es ist wohl das Schriftstück, das der gleich zu erwähnenden Beratung in Potsdam zugrunde gelegt worden ist.

erhalten, und nun sollte auch nach dessen Willen alles möglichst schnell in die Reihe gebracht werden, wie das stets der Fall war, wenn seine Begeisterung für eine Sache aufflammte.

Ende April trafen Hermes und Hillmer in Potsdam ein. In Gegenwart des Königs besprach Woellner mit ihnen und dem aus Berlin herbeigerufenen Woltersdorff die Einrichtung der neuen Behörde in ihren Grundzügen.

Hermes und Hillmer wohnten als Gäste des Königs in Sanssouci¹⁾ — an der Stätte, die einst Voltaire als Gast des Philosophen von Sanssouci beherbergt hatte. Hier stellten die beiden Feinde der Aufklärung ihren Plan zur Einrichtung eines Ober-Religions-Kollegiums endgültig fest, mit dem eine Diktatur der Orthodoxie eingesetzt werden sollte. Woellner nahm schon an der Benennung Anstoß; er befürchtete wohl nicht mit Unrecht, es möchte bald in Erinnerung an eine verhaßte Vergangenheit Inquisitionsgericht gescholten werden. Aber auch inhaltlich ging ihm der Plan mit seinen Forderungen zu weit. Zusammen mit dem Minister von Goldbeck arbeitete er den Entwurf der beiden „würdigen Verfasser“, wie er sie anerkennend bezeichnete, zu einem Promemoria um, in welchem dem König die Einrichtung eines „ganz neuen Kollegiums für immerwährende Zeiten“ vorgeschlagen wurde, „um die in dem Plan selbst benannten Geschäfte zur Abstellung des eingerissenen Unwesens in Religionsangelegenheiten zu betreiben“.

Der von den beiden Staatsmännern in die rechte politische Fassung gebrachte Entwurf enthielt dieselben Grundgedanken wie zuvor, aber Hermes und Hillmer mußten die Verbesserung in der Form anerkennen. Denn jetzt war, wie sie zugestanden, „alles so gefaßt, daß sowohl alles Aufsehen vermieden ist, als auch der Weg offen bleibt, bei hinlänglicher Unterstützung den Zweck ihrer wohlgemeinten Vorschläge zum Besten des Reiches Christi zu erweisen“.

Am 6. Mai trat die Konferenz zusammen: Woellner, Goldbeck²⁾, Woltersdorff, Hermes, Hillmer und Oswald. Die in

¹⁾ Nicht in dem Schloß selbst, sondern in dem zum Schloßbezirk für Personen des Hofes bestimmten Haus Neue Kammern.

²⁾ Im Nachlaß Friedrich Wilhelms III. findet sich eine ihm im J. 1808 zugestellte „Charakteristik der Berliner“. Besonders böse lautet darin das Urteil über Goldbeck: „Ein Heuchler, der seinesgleichen sucht, huldigend dem Zeichen des Augenblicks, nach Wind und Wetter sich drehend, guter Geschäftsmann ohne Ideen von Gesetzgebung, ohne Patriotismus und Gefühl für Nationalismus.“

dem Woellner-Goldbeckschen Promemoria aufgestellten Grundsätze wurden gebilligt. Über den Namen der neuen Behörde entstanden Schwierigkeiten. Hermes beharrte bei der von ihm erfundenen Benennung Ober-Religions-Kollegium. Woellner wollte davon, wie schon gesagt, aus guten Gründen nichts wissen. Endlich wurde die von Silberschlag vorgeschlagene Bezeichnung Immediat-Examinations-Kommission¹⁾ angenommen. Sie war nicht unklug gewählt, denn sie verhüllte die wahre Bestimmung der neuen Behörde und deutete mit dem Zusatz Immediat an, daß sie von jeder andern unabhängig war. Hermes lehnte sich mit allen Kräften dagegen auf. Ihm blieb die Religion die Hauptsache, d. h. die Gesinnung, und nicht das Examen, durch das, wie er erklärte, die Kandidaten doch nicht mehr lernen würden.

Mit einer KO. vom 14. Mai an Woellner trat die neue Behörde ins Leben, wenn auch noch nicht in Tätigkeit. Der König hatte es für nötig befunden, „zu desto besserer Befolgung des RE., desgleichen in Absicht der Examinum der Kandidaten und zur Ausarbeitung verschiedener neuen Konsistorial- und Schulreglements“ das OK. um drei Geistliche Räte zu vermehren, die aber an den gewöhnlichen Sitzungen nicht teilnahmen, sondern nur den Prüfungen beiwohnten. Es folgten die Namen der Auserwählten: Hermes, Hillmer und Woltersdorff. Neben dieser Kommission bei dem OK. waren sowohl in Berlin wie bei allen Landeskonsistorien Unterkommissionen von drei Geistlichen Räten einzusetzen, die „einen jeden Kandidaten, der eine Pfarre oder ein Schulamt verlangt, vorher und ehe er zu dem bisherigen gewöhnlichen Tentamine und Examine admittieret wird, über sein Glaubensbekenntnis und ob er auch nicht von den schädlichen Irrtümern der jetzigen Neologen und sogenannten Aufklärer angesteckt ist“, zu prüfen hatten. Erst mit einem Zeugnis der Rechtgläubigkeit durfte der Kandidat zur eigentlichen Prüfung und zu einem Amt zugelassen werden. Für die Berliner Kommission wurden Silberschlag, Hermes und Woltersdorff ernannt. Sie sollten für die Unterkommissionen je drei orthodoxe Männer vorschlagen. Das brauchten nicht etwa Mitglieder der Konsistorien zu sein, sondern es konnte „dazu ein jeder Prediger genommen werden, und wenn es auch ein Dorfgeistlicher“ war.

Hermes, der berühmte Breslauer Kanzelredner, sollte sich auch in Potsdam hören lassen. Am Sonntag Jubilate, dem 15. Mai, predigte er in der Stadtkirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt war. Auch der König war gekommen, den mit hohen Apostel-

¹⁾ Von jetzt an abgekürzt: IEK.

gaben gesalbten Mann zu hören, der so herzandringend und gewaltig predigte. Es war bedauerlich, daß solche Stellen wie „Ach, ach! komme Braut!“ nicht so holdselig erklangen, wie sie eigentlich erklingen mußten; denn der Redner litt an Heiserkeit, die er sich auf der Reise von Breslau nach Berlin zugezogen hatte, wie er denn überhaupt durch Husten die andächtige Stille seiner Zuhörer häufig störte. Die Nichtigkeit des menschlichen Lebens war der Grundton der Predigt. Auch der hohe Zuhörer durfte sich sein Teil entnehmen. „Wer diese Nichtigkeit erkennt und empfindet, der trägt die blutende Wunde im Herzen, welche durch keine äußere Freude, durch keinen Glanz, auf keinem Thron heilen kann.“ Das war niederschmetternd — und doch wieder wie liebevoll die Worte: „O Jesu, Herr der Herrlichkeit! habe Dank, daß du über unser Land einen König gesetzt hast, der deinem Volke deinen allerheiligsten Namen gepredigt wissen will! Ziehe ihn so ganz zu dir, daß die Fülle deiner Seligkeit ihm unendlich mehr werde als der Glanz seiner Krone und alle Hoheit und Freude dieser vergänglichen Welt!“ Aber ein Zittern mußte die Ungläubigen befallen, wenn sie die eindringlichen und versteckt drohenden Worte des künftigen Großinquisitors vernahmen: „Von dem Äußern der christlichen Religion haben auch diejenigen christlichen Gemeinden, denen Jesus, der Herr, fast nichts mehr ist, noch immer etwas beibehalten. Von dem Innern müssen Menschen nur mit schonender Billigkeit urteilen — sonderlich Fremde, wie ich bin. Der Herr kennt die Seinen! Aber fragen darf und muß ich: Seid ihr Jünger und Jüngerinnen Jesu?“ Und nun gar erst die zum Schluß: „Beweise deine Macht an den Unseligen, Verführten und Betrogenen, die deine heilige Person, o Jesu, dein heiliges Sühnopfer und deine das Herz belebende Liebe nicht kennen! Sammle ihnen feurige Kohlen auf ihr Haupt und werde ihnen zu stark, daß sie der Gotteskraft deines Evangelii nicht länger widerstreben!“ So klang die Predigt aus. Sie war an den Türen der Kirche käuflich zu haben, zum Besten der Armen. In den nächsten Tagen wurde sie viel gelesen und besprochen, von Hohen und Niedrigen, von Gelehrten und Ungelehrten. Lob ward ihr weniger zuteil als Tadel. Aber Hermes ließ ihn an sich vorüberrauschen, denn er war von Breslau her nicht unbekannt mit kränkenden Erfahrungen. Mochten die Aufklärer spotten und höhnen; er war bald in der Lage, seinem Quos ego! die Tat folgen zu lassen.

Am 19. Mai wurden Hermes, Hillmer und Woltersdorff als Räte in das OK. eingeführt. Danach kehrte Hermes nach Bres-

lau und Hillmer nach Öls zurück, um die Übersiedlung nach Berlin vorzubereiten. Am 12. Juni hielt Hermes die Abschiedspredigt. Heiße Tränen der Wehmut und Ergriffenheit netzten die Wangen seiner Anhänger. Aber auch seine Neider und Hasser schwiegen nicht. Bei der Abreise tönnten ihm die Spottverse nach:

„Zwei Männer suchten die Vernunft,
Ein Hermes und ein Kant.
O drollichte Zusammenkunft
Von Tollheit und Verstand“.

Hillmer war zu einem willenlosen Werkzeug Woellners geworden, den er schwärmerisch verehrte. Kaum in Öls angelangt, legte er dem Minister eine Art Gelübde ab. Früher, so bekannte er, habe er ihn als einen seiner vorgesetzten Oberen verehrt; aber seit den Potsdamer Tagen, als er bei verschiedenen ihrer Unterredungen Woellners Augen habe Tränen entfließen sehen, die gewiß von Engeln gesammelt seien, sehe er ihn nicht bloß als Chef, sondern als Vater an und verspreche ihm nicht bloß Subalternengehorsam, sondern den eines treuen Kindes. Er schloß mit der Bitte, ihm Vater und Freund zu bleiben, ihm und seinem mit ihm so innig verbundenen und von Gott begnadigten Oswald.

Im August siedelten Hermes und Hillmer von Breslau nach Berlin über. In der feindlichen Stadt der Aufklärung stand auch äußerlich der eine fest zum andern. Während ihres Berliner Aufenthaltes, der ja kürzer ward, als sie und ihr Gönner Woellner gedacht hatten, wohnten sie stets unter einem Dach: zuerst in der Verlorenen Straße (heute Grenadierstraße), danach in der Lindenstraße. Für die zu erwartenden Anfeindungen und Widerwärtigkeiten wurden sie durch ein Gehalt schadlos gehalten, wie es nur die höchsten Beamten bezogen; Hermes erhielt 2050, Hillmer 2250 Taler.

Der spiritistische Dreimännerbund aus Schlesien — Hermes, Hillmer und Oswald — begnügte sich nicht damit, um den Geist des Königs den Bannkreis gezogen zu haben; ganz wollten sie ihn besitzen, außer dem Geist auch seinen Leib. „Unter gemeinschaftlichen Gebet waren sie mit Gott eingeworden“, dem Herrscher einen vierten Landsmann aus Schlesien zum Leibarzt zu empfehlen. In dem von den dreien unterzeichneten Empfehlungsschreiben vom 1. Febr. 1792 stand zu lesen: „Wir sind göttlich überzeugt, daß der durch große Leiden geprüfte Dr. Eisfeld mit zu den wenigen Treuen gehört, die die Vorsehung ihres

himmlischen Vaters für E. M. geheiligte Person ausdrücklich bestimmt hat. Und eben zu dieser hohen Bestimmung ist er durch mancherlei Leiden sowohl als auch durch die großen Einsichten in die Heilungskunst, die ihm Gott durch die Somnambule hat offenbar werden lassen, besonders vorbereitet worden, wie er denn auch ausdrücklich für mich, Oswald, hierher gesandt war, um mich aus der unvermeidlichen Lebensgefahr zu retten, in welcher ich bei anderen Menschen umsonst Hilfe gesucht hätte.“ Nach dem Drange ihres Herzens, aus Gehorsam gegen Gott und aus Treue gegen den König baten sie diesen: den Dr. Eisfeld „als Reisediagnosticus und als einen Begleiter, den Gott ihm auf Reisen und bei anderen unvermuteten Vorfällen zugeführt hat“, anzunehmen. Der König gehorchte der Stimme der drei Inspirierten und berief den Dr. Eisfeld als adjungierten Hofmedicus nach Potsdam, ernannte ihn auch bald mit dem Titel Geheimrat zum Arzt des Militärwaisenhauses. Aber zu einem vollen Erfolg führte der klug berechnete Plan nicht. Denn Bischoffwerder, der über des Königs Leib und Seele bestellte Wächter, gab erst zu allen Pulvern, Tropfen und Tinkturen seine Genehmigung, ehe sie dem König gereicht wurden, oder verordnete sie, was sehr häufig geschah, selbst.

So befriedigend dieser Teilerfolg für die schlesischen Männer war, ein anderer Versuch schlug ihnen völlig fehl: mit Frau Ritz zu einem Einverständnis zu gelangen; entweder sie als Kampfgenossin zu gewinnen, oder sich ihrer wohlwollenden Neutralität zu versichern. Die kluge Frau war weder für ein Bündnis zu haben noch zum müßigen Zuschauen geneigt. Oswald, den schon halbverklärten Geisterseher, betrachtete sie als einen Menschen, den der Verstand verlassen hatte¹⁾; ein beschränkter Eiferer aber wie

¹⁾ Bei ihrer Vernehmung sagte die Gräfin Lichtenau so aus: „Der König führte selbst den Oswald in Charlottenburg bei mir ein, wo ich genötigt wurde, ihn zuweilen stundenlang mit seinem einfältigen Zeug anzuhören. Er sprach vom Kampfe und errungenen Sieg über den leibhaften Satan und dergleichen abscheuliches Zeug mehr, daß ich mich öfters ganz erstaunend darüber ärgerte. Es hatte indessen diese Übertreibung das Gute, daß S. M. desto eher das Lächerliche dieser Sache einsahen und nichts weiter mit ihm sich zu schaffen machten. Soviel an mir war, habe ich es zu verhindern gesucht, daß S. M. nicht zu genaue Bekanntschaft mit ihm erhalten sollte, und habe daher nie zugegeben, daß Oswald mit des K. M. bei mir zu Tische blieb. Ob der General von Bischoffwerder mit den Magnetiseurs in Verbindung gestanden haben mag, darüber kann ich keine Beweismittel beibringen. S. M. haben mir indessen öfters erzählt, daß General von Bischoffwerder mit Oswald in Bekanntschaft und gutem

Hermes war ihr in der Seele zuwider. Den ersten Annäherungsversuch unternahm Oswald während seines Breslauer Aufenthaltes im März 1791. „Du denkst recht“, so ließ er am 14. März im Namen Gottes die Seherin zu ihm sprechen, „daß Madame Ritz auch in den Plan Gottes gehöre. Auch für ihr Herz hat dich Gott mit bestimmt, um sie zum Guten zu leiten. Sei ihr Freund! Nur handle mit Klugheit, um nicht ihrem Mann Anlaß zur Jalousie zu geben.“ Er wußte, daß der König seiner Freundin das Protokoll zum Lesen gab. Die Worte aber erzielten nicht die erhoffte Wirkung auf die Begnadete.¹⁾ Ebenso fruchtlos blieb ein zweiter Versuch, der auf das Herz des Weibes berechnet war. Der König war gegenwärtig in Nebenehe mit der Gräfin Dönhoff verheiratet, deren eifrigstes Bemühen dahin ging, Frau Ritz völlig aus seiner Gunst zu verdrängen. Eine schwächere Frau als Frau Ritz hätte sich vielleicht gewinnen lassen, wenn sie die Worte im nächsten Protokoll (vom 24. März) auf sich wirken ließ: „Glaube nicht, Oswald, daß zwischen dem König und der G. D.²⁾ eine wahre Liebe ist. Diese Verbindung, die weder seinem inneren noch äußeren Menschen Befriedigung gibt, wird ihm jetzt vielmehr Veranlassung zu vielen Leiden und Prüfungen. Aber laß nur alles gut sein“ — (sie lächelte und schwieg). „Meine Seele wünscht wohl sehr, daß es ihr Gott erlaubte, auch der Madame Ritz einmal schriftlich zurufen zu können, und ich hoffe, daß es mir Gott bald erlauben wird. Du sollst ihr Freund bleiben und immer an ihrem Herzen arbeiten helfen, damit es mag für Gott gewonnen werden.“ Frau Ritz ist dieser himmlischen Botschaft gegenüber kühl geblieben und hat auch nicht der Somnambule die nachgesuchte Erlaubnis zum Beginn eines Briefwechsels erteilt.

Vernehmen standen. Die Lächerlichkeiten des Oswald gingen so weit, daß er einst, als ihn des K. M. zu mir brachten, aufs feierlichste erzählte, daß er von dem Herrn Christus, als er noch im *Négligé* gewesen, einen Besuch erhalten hätte. Ich hielt es nicht einmal der Mühe wert, mich in ein Detail hierüber einzulassen, sowie auch des K. M. dieses für übertrieben hielten. Ich habe überhaupt den Oswald für verrückt gehalten, nicht allein wegen dessen, was er sagte, sondern auch weil er öfters wie Verzückungen bekam, sich wie närrisch gebärdete und um sich sahe, als wenn er Erscheinungen hätte.“

¹⁾ Dazu bemerkte die Gräfin Lichtenau: „Wenn es in dem Protokoll heißt, daß ich in den Plan Gottes gehöre, so ist dies schon um deswillen, weil er mit einer Warnung vor einer Jalousie meines Mannes in betreff Oswalds verbunden ist, sehr lächerlich.“

²⁾ Bei seiner Vernehmung im Februar 1798 beteuerte Oswald, nicht zu wissen, wer mit diesen Buchstaben gemeint gewesen sei.

Oswald aber gab sein Vorhaben nicht auf. Er schickte seinen Schwiegervater zum Sturm auf das Herz der für ihn Unnahbaren vor. Am 6. Mai war es entschieden, daß Hermes die Stellung in Berlin erhielt. Zwei Tage danach übermittelte Oswald dem König den Wunsch seines Schwiegervaters, Frau Ritz persönlich kennenzulernen. Der König machte ihr darüber schriftliche Mitteilung und lud sie zugleich zu der Predigt am 15. Mai in der Potsdamer Stadtkirche ein.¹⁾ Frau Ritz hörte nicht Hermes' Predigt an und lud ihn auch nicht zum Besuch ein. Aber Hermes war zäh; wurde er nicht geladen, so kam er aus eigener Berufung. Oswald holte ihn im Wagen von Berlin nach Potsdam zu einer Audienz beim König. Unterwegs, in Charlottenburg, hatte er einen Auftrag an Frau Ritz auszurichten. Hermes stieg mit aus und begleitete ihn. Die Unterhaltung zwischen Frau Ritz und dem ihr so unwillkommenen Besucher führte aber zu keiner Annäherung, sondern offenbarte erst recht die tiefe Kluft, die zwischen beiden bestand.²⁾ Zum zweitenmal hat sich Hermes nicht blicken lassen. Gegen den dritten Schlesier aber, gegen Hillmer, verhielt sich Frau Ritz nicht ablehnend; sie gewährte dem Mann mit den feinen Umgangsformen und mit seiner Frau, geb. von Holtzendorf, gesellschaftlichen Zutritt zu ihrem Hause.

¹⁾ Der König schrieb: „Eben geht O von hier weg der mir sagt das der alte Herms recht wünschte ihnen kennen zu lernen und das er würde heute über acht tage hier in der stadtkirche predigen ich habe es schon am prediger von der kirche sagen laßen das er sich darzu einrichtet komen sie doch auch hin es wirdt ihnen sehr erbauen.“ Übrigens bestritt Hermes, den Wunsch nach der Bekanntschaft mit Frau Ritz geäußert zu haben. Bei seiner Vernehmung im Prozeß gegen dieselbe versicherte er: „Wenn Oswald das gesagt hat, so hat er mich kompromittiert.“

²⁾ Die Gräfin Lichtenau erzählt: „Hermes kenne ich daher, daß er mich einmal besucht hat und ich ihn habe auf Befehl des Königs annehmen müssen. Er unterhielt mich von Neuerungen, die er in Religionssachen machen wollte. Mir gefiel dies aber nicht, weil es auf Einschränkung der Gewissensfreiheit hinauszulaufen schien. Ich hatte mich hierüber so mit ihm überworfen, daß er nicht wieder zu mir gekommen ist und ich ihn nicht wiedergesehen habe. Der König ladete mich zwar zur Anhörung einer Predigt dieses Hermes ein, ich bin aber nicht hingegangen.“ Dazu äußerte sich Hermes: „Daß er die Gräfin nur einmal in Charlottenburg besucht und sie ihm das Denkmal des Grafen von der Mark gewiesen, er aber bloß über die Hauptarbeit an demselben mit ihr gesprochen.“ Den weiteren Inhalt der Unterhaltung stellte er in Abrede. Auf die Frage, warum er nur ein einziges Mal bei der Gräfin gewesen, gab er den kurzen Bescheid: „Ich hatte kein Interesse an ihrer Bekanntschaft und wollte mich nicht vordringen.“ Das Gegenteil konnte ihm nicht nachgewiesen werden.

Am 2. Sept. trat die IEK., zu der als viertes Mitglied noch Silber-
schlag ernannt worden war, zur ersten Beratung zusammen. Sie
empfang die kurz zuvor — am 31. Aug. — fertiggestellte „Instruktion
für die Königliche Examinationskommission in geistlichen Sachen“.

Die wichtigste Aufgabe der Kommission sollte die sein, dahin
zu sehen, daß das RE. „nach allen seinen Punkten und Klauseln,
die die Aufrechthaltung der Orthodoxie und reinen christlichen
Lehre betreffen, allenthalben in Ausübung gebracht werde“. Ins-
besondere hatte sie eine Instruktion für alle Konsistorien zu ent-
werfen, „damit künftighin besagtes RE. nicht ferner wie bisher
entweder nur nachlässig beachtet oder gar zurückgelegt werde“. Sie
hatte sich zu bemühen, „eine möglichst zuverlässige Kenntnis
von allen guten und schlechten Predigern und Schullehrern im
ganzen Lande zu erlangen“. Zu diesem Zweck war eine doppelte
Liste zu führen. „In der ersten Liste werden alle guten Prediger
und Schullehrer nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit,
Verdiensten und vornehmlich nach ihrer Orthodoxie und Anhäng-
lichkeit an der alten, reinen christlichen Glaubenslehre aufgeführt,
und zwar zu dem Endzweck, daß aus dieser Liste diejenigen Sub-
jekte erwählet werden, mit welchen wichtigere Lehrstellen in
Kirchen und Schulen zu besetzen sind. In der zweiten Liste
kommen vorzüglich alle Neologen und die ganze Rotte der soge-
nannten Aufklärer unter den Predigern und Schullehrern, des-
gleichen alle diejenigen, deren Lebenswandel anbrüchig und nicht
rechter Art ist, um auf die ersteren ein wachsames Auge zu
haben, daß sie ihre neologischen Irrtümer nicht weiter ausbreiten;
die letzteren aber in Absicht der Verdorbenheit ihrer Sitten nach
denen in der Konsistorialordnung vorgeschriebenen gradibus ad-
monitionis zu behandeln und bei nicht erfolgter Besserung dem
weltlichen Arm zur wohlverdienten Strafe und Kassation zu
übergeben. Da das Sittenverderbnis unter den Geistlichen jetzt
leider schon sehr groß ist, so wird hier die Kommission das Meiste
zu tun finden und muß also doppelten Fleiß anwenden, um Zucht
und Ordnung wiederherzustellen.“ Die Stelle der KO. vom 14. Mai
(S. 203) über die Vorprüfung der Kandidaten auf ihre Rechtgläubig-
keit hin war in ihrem ganzen Umfang streng zu befolgen und die
Prüfung „nach Pflicht und Gewissen recht sorgfältig vorzunehmen,
weil hierauf alles ankommt, um Kirchen und Schulen mit redlichen
Bekennern Jesu zu versehen und die Neologen und sogenannten
Aufklärer von Kanzel und Lehrstellen zurückzuhalten“. Bei den
rechten Prüfungen auf dem Konsistorium sollten stets zwei Kom-

missionsmitglieder zugegen sein, nicht um zu prüfen, sondern um der Prüfung mehr Gewicht zu verleihen. Alle diese Bestimmungen galten auch für die Prüfung und die Anstellung der Feldprediger. Denn unter diesen herrschte, wie in dem Offizierkorps, der Geist der Gottlosigkeit — ein Vermächtnis von König Friedrich her. *Qualis rex, talis grex!* Wenn die Bestimmungen der Instruktion bis hierher vom Geist unerbittlicher Strenge erfüllt waren, so kam zum Schluß auch die milde Gnade zum Wort. Sie sprach also: „Damit aber nicht Ursache zu Klagen gegeben und zugleich aller Schein der Härte vermieden werde, müssen Examinatores sich gefallen lassen, mit den Kandidaten, die entweder zu unwissend oder aber der Neologie ergeben sind, Geduld zu haben, ihnen nach jedesmaliger mehr oder minderer Erfordernis der Umstände Termine zu setzen, in welchen sie zum zweiten, vielleicht zum dritten und vierten Mal wieder erscheinen sollen; ihnen auch mit väterlicher Güte Anweisung zum wahren Studium und zweckmäßiger Zubereitung auf ein künftiges Lehramt zu geben, um auf diese Art den armen, so sehr versäumten Kandidaten, soviel immer möglich ist, nützlich zu werden.“

Der zweite Teil der Instruktion wies den einzelnen Mitgliedern ihre besonderen Obliegenheiten zu.

Silberschlag wurde wegen seiner vielen Amtsgeschäfte nicht noch mit besonderen Geschäften in der Kommission belastet.

Hermes hatte im Verein mit Hillmer alle neuen Bücher, Reglements und Vorschriften zu bearbeiten, welche in der Folge nötig und erforderlich sein möchten und wozu er nach vorhergegangener Rücksprache mit den übrigen Gliedern der Kommission von dem Chef des GD. besonders autorisiert werden würde. Weiter hatte er nach Möglichkeit der in Berlin sich aufhaltenden Kandidaten durch einen einem jeden offenstehenden Unterricht sich anzunehmen und den auswärtigen, soweit sie es wünschten, schriftliche Anweisungen zu erteilen. Die Berliner Schulen wurden unter seine Aufsicht gestellt; auch konnte ihm der Chef des GD. Kirchen- und Schulvisitationen in den Provinzen übertragen.

Mit solchen Visitationen sollte auch Hillmer beauftragt werden. Im Hauptamt aber war er Zensor aller moralischen Zeit- und Gelegenheitschriften. Auch zensierte er mit Zuziehung eines oder mehrerer Kollegen alle theologischen Bücher, die in Berlin gedruckt wurden, nach Maßgabe des Zensurediktes.

Woltersdorff hatte gleich Silberschlag keine besonderen Obliegenheiten, „außer daß er die in Berlin befindlichen Kandidaten

bei seinem Unterrichte der Kinder in der Religion zulassen und am Ende einige Prüfungen mit ihnen darüber anstellen muß; wie er denn zugleich angewiesen wird, von den in Berlin befindlichen Kandidaten ein genaues Verzeichnis zu halten und darin ihre Geschicklichkeit im Katechisieren und ihren Fleiß oder Nachlässigkeit in Besuchung seiner Informationstunden zu bemerken, weil hierauf künftighin besondere Rücksicht genommen werden wird“.

Zum Schluß wurde der Kommission ans Herz gelegt, alles getreulich zu erfüllen, „damit unter Gottes Segensbeistande der vorgesetzte heilsame Endzweck erreicht, den Irrlehrern aber und Verführern Einhalt getan und das Volk nicht mehr, wie bisher vielfältig geschehen, von der reinen, alten, wahren Religion Jesu abgeführt werde“.

Es gibt Menschen, deren engbegrenzter Gesichtskreis sich feststellen läßt, wenn sie sich um ihre Achse drehen und dabei mit der Nasenspitze einen Kreis um sich ziehen. Männer mit solchen Gesichtskreisen waren die vier Mitglieder der Kommission, einer wie der andere, jeder in seiner Art. Ihnen durfte Woellner vertrauen.

In diesen rechtgläubigen Viermännerbund riß der rücksichtslose Tod bald eine Lücke: am 12. Nov. 1791 segnete Silberschlag das Zeitliche. Hermes hielt dem Verstorbenen die Gedächtnispredigt. Er pries ihn als den festen Mann, der kein Rohr gewesen, das der Wind hin und her bewegt.

Einen Ersatz in Berlin zu finden, war nicht leicht. Der rechtgläubigen Geistlichen gab es nur wenige. Von ihnen konnte kaum ein anderer als Ambrosi in Frage kommen. Es war ein gutes Zeichen für den Mann, daß er wohl zahlreiche Gegner seiner Ansichten, aber keinen Feind unter ihnen hatte. An ihn scheint Woellner auch zuerst gedacht zu haben. Es war aber fraglich, ob der aufrechte Mann geneigt war, seinen Nacken unter ein Joch zu beugen, das ihm keinen eigenen Willen mehr ließ. Woellner versuchte, ihn auf einem Umwege dorthin zu führen, wohin er ihn haben wollte. Hermes, Silberschlag und Woltersdorff hatten sich sofort an die Bearbeitung des Landeskatechismus gemacht. An Silberschlags Stelle berief Woellner im Namen des Königs am 11. Jan. 1792 Ambrosi zum Mitarbeiter. Die Berufung erfolgte mit einer förmlichen Ernennung: „Wir haben Allerhöchst Selbst Euch zum Mitarbeiter an dem allgemeinen Lehrbuch der christlichen Religion zu ernennen geruhet und lassen Euch solches hierdurch mit dem ausdrücklichen Befehl bekanntmachen, daß Ihr

Euch infolgedessen des fordernsamsten nebst Unseren OKR. Hermes und Woltersdorff hierüber zusammentun und gemeinschaftlich mit selbigen solches Lehrbuch sobald als möglich zustandebringen sollt.“ Vom Mitarbeiter am Katechismus bis zum Mitglied der Kommission wäre nur ein Schritt gewesen. Aber Hermes und Woltersdorff schien an einem Amtsgenossen wie Ambrosi mit seiner selbständigen Denkart nicht gelegen zu sein. Kaum hatten sie von Woellner Nachricht erhalten, als sie ihm meldeten, daß der Katechismus fertig sei und sie eines Mitarbeiters nicht mehr bedürften. Darauf ließ Woellner seinen Plan fallen und schrieb an Ambrosi, daß seine Mithilfe gegenwärtig nicht nötig sei, er aber künftig zur Mitarbeit herangezogen werden solle.¹⁾

Endlich machte Woellner einen Ersatzmann ausfindig, gegen den die drei — Hermes, Hillmer und Woltersdorff — sich nicht weiter sperrten: den sanften, gefügigen Hecker. War er doch Silber-schlags Nachfolger schon als erster Prediger an der Dreifaltigkeitskirche geworden. So machte sich seine Nachfolgerschaft in der Kommission fast ungezwungen. Sein ganzes Wesen schloß es aus, daß er mit seinem nicht übervollen Maß an Aufklärung Schaden anrichtete.

Die Kommission erhielt mit seiner Berufung sogar eine, wenn auch nur schwache, aufklärerische Färbung. Am 25. April 1792 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der Kommission und des Oberkonsistoriums. Behaglich fühlte sich Hecker wohl in seiner neuen Stellung nicht. Man behauptete, seine Predigten erhielten jetzt einen andern Zuschnitt als ehemals. Er trug das Positive vor, ohne auf solche von den Rechtgläubigen mit Vorliebe behandelten Materien, wie die vom Teufel und der Erbsünde, sich einzulassen. Man merkte, wie er unter einem Druck stand, er, der in Glaubenssachen und in dem, was ihm von seinen Oberen aufs Gewissen und zur treuen Beobachtung anbefohlen wurde, nicht für seine Freiheit tapfer kämpfen mochte, um sich nicht Verdrießlichkeiten und schweren Ärger zuzuziehen.

Zu dieser Zeit, da an die Stelle des glaubenstarken Silber-schlag der schwächere Hecker trat, wurde der IEK. eine zweite starke Stütze entzogen: Oswald. Ordentliches Mitglied der Kommission war er nicht gewesen und konnte er nicht sein, da er der akademischen Vorbildung ermangelte. Aber es war ihm doch, wie

¹⁾ Die letzte Selbstkritik Ambrosis in der von ihm am 30. Dez. 1795, kurz vor seinem Tode, dem OK. überreichten Konduitenliste lautete: „Er glaubet bei allem Straucheln und Fehlen gewissenhaft vor Gott zu wandeln.“

seine Zuziehung zu den ersten Besprechungen zeigte, eine Art Mitarbeit zugebracht gewesen, vielleicht die Rolle des Vermittlers zwischen der IEK. und dem König. Jetzt ging ihm dessen Gunst verloren. Der Somnambule verdankte er seine Erhebung; durch ihr Verschulden kam er zu Fall. Ihre eigensüchtigen Wünsche waren durch die vom König gewährte Pension eher geweckt als befriedigt worden. Die Vorstellungen im Himmel wurden mit 20 Talern monatlicher Gage durchaus anständig honoriert. Wer aber mochte wissen, wie lange sie noch Teilnahme erregten und gläubige zahlungsfähige Zuschauer fanden. Die Somnambule zog es vor, sich auf die Erde zu beschränken und sich hier eine feste Grundlage ihres Daseins zu schaffen. So wurde denn der folgende von Gott entworfene und durch die Somnambule übermittelte Plan von Oswald dem Könige zur Genehmigung vorgelegt: der Leutnant von Zayzeck wird zum Kapitän befördert, er heiratet die R. S. Matthäi¹⁾, und diese erhält vom König eine Mitgift von 5000 Talern.²⁾ Der gutgläubige und gutmütige Herrscher zauderte nicht, der Stimme des Herrn zu folgen: er ernannte den Leutnant von Zayzeck zum Kapitän und bewilligte die 5000 Taler, allerdings unter Aufhebung der bisher gezahlten Pension. Auf diese Beförderung und die in Aussicht gestellte Mitgift hin schloß das Paar den Ehebund. Da griff Frau Ritz ein. Sie stellte dem König vor, daß eine gute Sache sich nicht mit Eigennutz vertrage, und riet ihm, sich nicht weiter mit diesen Leuten einzulassen. Der König folgte ihr und zahlte die versprochene Aussteuer nicht und auch nicht mehr die Pension.

War durch diesen Vorgang Oswalds Ansehen beim König schon stark erschüttert, so ging es vollends in die Brüche, als er sich erdreistete, den Herrscher an empfindlichster Stelle zu verletzen. „Der König erzählte mir“, so berichtet die Gräfin Lichtenau, „daß die Somnambule geraten habe, daß des K. M. wiederum mit der regierenden Königin leben möchte, weil aus diesem er-

¹⁾ So hieß die Somnambule.

²⁾ Bei der letzten Magnetisierung, die Oswald mit der Somnambule am 29. März 1791 vornahm, erhielt er von ihr die Weisung: „Beschleunige nur bald den Plan für den guten Leutnant v. Zayzeck. Der gute Monarch wird ihn aus Liebe für die Ruhe meiner Seele und für die Heiligkeit des Werkes, welches mein Geist und Seele noch auszuführen hat, recht gern genehmigen, und zwar so, daß der Leutnant v. Zayzeck hier in Breslau verbleiben kann.“ Bei dem damals üblichen Zinsfuß von 5% bedeutete die Summe von 5000 Talern eine nach oben abgerundete Kapitalisierung der monatlichen Pension von 20 Talern.

neuten Umgange ein Prinz von ganz außerordentlichen Gaben geboren werden würde. S. M. sahen hieraus zuerst zwar nicht den Betrug, aber doch die Narrheit des Oswald ein und sagten, daß Sie ihn mit einem Stücke Brot entfernen und nicht weiter mit ihm zu tun haben würden. Dies ist denn auch geschehen.“ Oswald blieb zwar bis zum Tode des Königs in Potsdam, im Besitz von Titel und Gehalt, wurde aber nicht mehr als Vorleser herangezogen. Der Kapitän von Czeizeck¹⁾ aber saß bei dem Depotbataillon seines Regimentes in Kosel, wo er reichlich Zeit hatte, mit seiner buckligen, mitgiftlosen Frau Betrachtungen über die flüchtige Gunst der Großen dieser Erde anzustellen.

¹⁾ So lautet der Name in der Stamm- und Rangliste von 1792.